Lesekranz. III, 10

Ehre Vater und Mutter.

I.

Der Sohn des Trunkenbolds.

Erzählung

von

Friedrich Schnettler.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

S. 11.



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Schnettler, der Sohn des Trunkenbolds.

Ehre Vater und Mutter.

I.

Der Sohn des Trunkenbolds.

Erzählung

von

Friedrich Schnettler.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1873.

Der Sohn des Trunkenbolds.

Erzählung

von

Friedrich Schnettler.

*

I.

Der Sohn des Trunkenbolds.

„Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden.“ II. Mos. 20, 12.

1.

Barmherzig und unbarmherzig.

Es schlug drei Uhr auf dem Westerthurme. Langsam verhallten die schweren Schläge über der weiten Handelsstadt Amsterdam. Die Nachtwache ging gemessenen Schrittes durch die ausgestorbenen Straßen und verkündigte mit starker Stimme die neue Stunde von Straße zu Straße, von Gracht zu Gracht.

Es war eine kalte Winternacht im Dezember. Der Schnee, der ein paar Tage hindurch reichlich gefallen war, war hart gefroren und knirschte unter den Tritten der eiligen Wanderer. Die langen, breiten

Grachten, sonst die Pulsadern der Stadt und von Booten und Frachtkähnen aller Art belebt, waren von einer dicken Eisdecke überzogen; die spiegelglatten Eisbahnen erglänzten wie breite Silberbänder im milden Lichte des Mondes, der sein gutmüthiges Gesicht ab und zu hinter einer Wolke verbarg, welche ein scharfer Wind pfeilschnell an ihm vorbei jagte.

„Guten Morgen, Freund!“ grüßte der Nachtwächter und sein Begleiter einen jungen Mann, der fast außer Athem die hohe Brücke hinunter auf sie zueilte, gerade als sie in ihr Wachthäuschen dicht am Wasser eintreten wollten.

„Wache, sagt mir, ist hier irgend eine Apotheke in der Nähe?“ fragte der Jüngling, welcher zwar ärmlich, aber nicht nachlässig gekleidet war.

„Diese Gracht bis zum Ende, dann linksum, das dritte Haus von der Ecke“, war die Antwort.

Und als die Wache ihn fragen wollte, ob er einen Kranken habe und was demselben fehle, war er bereits verschwunden.

„Nun, der denkt sicher auch, von jedem unnützen Worte mußt du Rechenschaft geben“, sagte der eine Wächter.

„Cholera vielleicht“, sagte der andere. „Die herrscht ja jetzt überall. Nun, da sollte er das Doktern nur ruhig daran geben, denn dafür ist kein

Kraut gewachsen.“ Und die beiden Wächter gingen in ihr Häuschen, steckten sich ihre kleinen irdenen Pfeifen, im Volksmunde Nasenbrenner geheißen, an, tranken ihren Kaffee, wärmten sich die Finger an der glimmenden Torfgluth und sprachen über das kalte Wetter und die böse Cholera.

Unterdessen hatte der eilige Wanderer das bezeichnete Haus gefunden. Das Apothekerwappen oberhalb der Thüre, ein im Feuer schwimmender und Feuer sprühender Salamander, und noch mehr der jeder Apotheke eigenthümliche Geruch sagten ihm zur Genüge, daß er richtig gelandet war.

Er schellte an; keine Antwort. Er zog nochmals stärker am Klingelzuge; dasselbe hartnäckige Schweigen. Ungeduldig riß er zum dritten Male an der Schelle, bis ihm der Griff in der Hand blieb. Das hatte geholfen; es entstand Leben im Hause und nach einer kleinen Weile ging im dritten Stock ein Fenster auf. Ein Kopf kam aus demselben zum Vorschein, mit einer Schlafmütze bedeckt und sorgfältig mit Tüchern umwickelt.

„Was wollt Ihr?“ fragte eine Stimme barsch.

„Ach, lieber Herr, meine Mutter ist plötzlich sehr krank geworden. Der Doctor wohnt so weit und meine arme Mutter liegt ganz allein. Geben Sie mir etwas zur Beruhigung, bis ich über ein paar

Stunden den Doctor holen kann. Oder gehen Sie mit mir, es ist nicht weit."

„Wer seid Ihr?" erklang es noch barscher.

„Ach, Sie kennen mich doch nicht. Ich heiße Albert Hendriks. Da ich meine Mutter nicht allein lassen kann, bin ich rasch zu Ihnen gekommen. Um Gotteswillen, helfen Sie mir."

„Guter Freund, es thut mir leid, aber es geht nicht. Ich bin selbst nicht recht im Stande, und mein Provisor schläft nicht im Hause. Ich bereite zudem auch keine Arzneien, wenn ich nicht ein Rezept vom Arzte habe. Lauft zwei Grachten weiter, das vierte Haus links, da wohnt ein junger Doctor. Und nicht weit davon ist auch eine Apotheke; laßt mich aber in Ruhe, ich stehe nicht wieder auf."

„Ach lieber Herr! ich bitte Sie um Gotteswillen! Meine Mutter . . . ."

Das hohe Schiebfenster fiel zu; der Mann in der Schlafmütze verschwand und lag eine Minute später wieder im warmen Bette. Der Brust des Jünglings auf der kalten Straße entrang sich ein Seufzer. Er eilte zwei Grachten weiter, zum vierten Hause links.

Freudig sah er nach oben; die oberen Räume waren noch hell erleuchtet. Er hörte Stimmen und fröhliches Gewühl. Er stürmte die hohe Treppe

hinauf; ein Täfelchen trug die Inschrift: „Dr. Willem van der Velden, Verlos- en Geneeskundige.“ In fieberhafter Hast ergriff er den Schellenzug.

Sofort öffnete sich die Thür. „Bist Du endlich da, Jan?“ erklang unmuthig eine Stimme. „Hast Du noch Wein bekommen? Warum sorgst Du auch nicht früher dafür? Diese Blamage ....“

„Ach, entschuldigen Sie, Herr Doctor, meine Mutter ist plötzlich schwer krank geworden. Wollten Sie ....“

„Wer sind Sie.“

„Ach, Herr Doctor, Sie kennen mich nicht. Meine arme Mutter ....“

„Bin ich denn der einzige Doctor? Ich feiere heute Verlobung und kann doch meine Gäste nicht allein sitzen lassen.“

„Ach, es ist nicht weit. Meine Mutter bekam plötzlich furchtbare Schmerzen im Leibe ....“

„Ja, ich begreife schon .... Cholera! Damit kann ich mich nicht abgeben! Auf der Prinzengracht neben dem Justizpalaste ist der Sitz der Cholera-Commission. Da müssen Sie ja doch hin, wenn ich auch mitginge. Viel heißes Wasser trinken und mit wollenen Lappen reiben! Gute Nacht, Freund, und gute Besserung.“

Die Thür schlug zu. Der Jüngling hörte, wie

die Tritte des Mannes in dem langen Marmorgange langsam verhallten und wie oben lustig Gesundheit getrunken und fröhlich mit den Gläsern angestoßen wurde. Ein Fluch kam über seine Lippen. Seine Hände ballten sich, sein Mund zog sich krampfhaft zusammen und die Stirn wurde kraus und krauser.

„Mein Gott, keine Hülfe, kein Erbarmen!" sagte er endlich trostlos. Die Stimme zitterte, aber sein wilder Schmerz wurde milder und aus seinen Augen quollen Thränen. „Soll ich noch weiter gehen? Die Mutter liegt ganz allein; vielleicht stirbt sie in diesem Augenblicke und ich bin nicht einmal da, um ihre letzten Seufzer zu hören und ihr die Augen zu schließen. Nein, ich muß zu ihr zurück!"

Er eilte mehrere Grachten zurück, ging durch mehrere Seitenstraßen und kam endlich in eine dunkle, schmale Sackgasse. Am Ende derselben fühlte er rund, öffnete eine kleine Hausthür und stieg hastig, aber geräuschlos drei Treppen hinauf. Durch die Ritzen einer schlecht schließenden Thür, fiel Licht auf den dunkeln Gang. Er öffnete rasch die Thür, blieb aber plötzlich in der Mitte der Stube stehen und sah verwundert um sich.

In einer Bettstatt, deren Vorhänge zurückgeschlagen waren, lag mit geschlossenen Augen eine todtbleiche Frau von ungefähr vierzig Jahren; die edle

Stirn, die feinen Formen des Gesichtes, welches von schwarzen Haaren umrahmt wird, die schön geschwungenen Augenbrauen verrathen große frühere Schönheit. Leid und Kummer haben jedoch dem Gesichte unauslöschlich die Spuren ihres Daseins aufgedrückt.

An der Bettstelle stand eine kleine Frau, von deren Gesichte man wegen des hohen Buckels auf ihrem Rücken nichts sehen konnte. Sie unterstützte mit der linken Hand den Kopf der Kranken und hielt mit der andern eine Tasse an ihre bleichen Lippen. Beide hatten den Eintritt des Jünglings nicht bemerkt.

Im Kamine flackerte ein helles Feuer von Torf und abgeschältem Lohholze und verbreitete eine wohlthuende Wärme durch die Stube. Auf dem Tische stand ein Kessel mit siedendem Wasser über einer Gluthpfanne, ferner eine Filtrirkanne, aus der ein würziger Kaffeegeruch drang; daneben Brod, Butter und Käse, zwei Teller und zwei Tassen. Auf einem Stuhle vor dem Bette befanden sich zwei Gläser mit rothen und braunen Tropfen, eine Flasche Wasser und ein Löffel. Dies Alles übersah der Jüngling zu seiner größten Verwunderung mit einem Blicke; er hatte die Stube kalt und leer verlassen.

Die kleine Frau ließ die Kranke sanft auf das schneeweiße Kissen niedergleiten, setzte die leere Tasse

auf den Stuhl neben sich und bemerkte hierbei die Anwesenheit des Jünglings.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Hendriks“, sagte sie freimüthig, „daß ich als Fremde bei Ihnen eingedrungen bin und Ihrer Mutter so lange Gesellschaft hielt, bis Sie vom Doctor wieder zurückgekehrt sein würden.“

„Sicher nicht; ich danke Ihnen vielmehr von Herzen. Aber ich begreife nicht, ...“

„Wie ich wissen konnte, daß Ihre Mutter plötzlich schlimmer geworden war? Nun, daran ist der dünne Fußboden allein Schuld, durch den ich Alles hören kann, was über mir vorgeht. Ich hatte noch an einem Kleide zu nähen, das morgen fertig sein muß. Während ich nun so ruhig am Nähen saß, hörte ich bei der nächtlichen Stille Alles. Als ich Sie die Treppe hinuntergehen hörte, dachte ich, daß es nicht gut wäre, Ihre Mutter allein zu lassen, und daher bin ich mit meiner Arbeit nach oben gekommen. Da ich nicht wußte, wie lange Sie blieben, und ob Ihre Mutter nicht Lust bekäme, ein wenig zu essen, habe ich meinen lieben Kaffeekessel mit auf die Reise genommen.“

Während dieser Worte näherte sich der Jüngling dem Bette, legte seine Hand sanft um den Kopf der Kranken und drückte ihn innig an sich. Es war ein

schönes Bild kindlicher Liebe. Das schöne Gesicht des blühenden Sohnes, von dunkeln Locken umwallt und von der Anstrengung des nächtlichen Marsches leicht geröthet, neben dem marmorbleichen, abgemagerten Gesichte der Mutter; das eine voll Trauer und liebender Besorgtheit, das andere mit der friedlichen Ruhe einer Verklärten übergossen.

Eine lautlose Stille herrschte lange Zeit in der Stube. Endlich regte sich die Kranke.

„Mutter, wie geht es Dir?“ hauchte der Sohn leise.

„Es geht besser, viel besser, Albert!“ sagte diese. „Unsere gute Nachbarin hat mir da Tropfen gegeben, die haben mir geholfen. Ich fühle keine Schmerzen mehr, nur bin ich so schwach, so müde.“

„Gott sei Dank, daß es besser geht!“ antwortete der Jüngling. „Bei den unbarmherzigen Menschen, die den armen Kranken helfen müssen, habe ich doch umsonst angehalten und gefleht.“

„Was?“ fragte die kleine Frau, welche am Tische einige Butterbrode fertig machte, „kommt der Doktor nicht?“

„Nein, liebe Frau!“ sagte Albert bitter. „Der Doktor hatte Gäste im Hause und der Apotheker war nicht recht im Stande. Niemand konnte oder wollte mit mir gehen.“

„Aber das ist grausam, das ist unverzeihlich! Die Tropfen, welche ich Ihrer Mutter gegeben habe, helfen wohl für den Augenblick, aber sie sind nicht im Stande, den Arzt zu ersetzen oder die Gesundheit wieder herzustellen.“

„Ach“, sagte der Jüngling, „ich bin nicht weiter gegangen, weil ich meine Mutter nicht länger allein lassen konnte. Da ich die Kranke aber in so guten Händen finde, will ich wieder gehen und nicht eher zurückkommen, bis ich eine mitleidige Seele gefunden habe, welche mit mir gehen will.“

Mit diesen Worten strich er sich die Locken aus dem Gesichte, wischte sich den Schweiß von der Stirn und wollte das Zimmer verlassen. Die schwache Stimme der Mutter rief ihn zurück.

„Bleibe nicht zu lange aus, Albert!“ sagte sie. „Ich fühle mich jetzt zwar besser, aber es ist mir so eigenthümlich schwer um's Herz, als wenn etwas vorfallen würde, was unheilvoll und schlimm ist.“

„Mutter, sprich doch nicht so! Das zerreißt mir das Herz. Sei nicht zu ängstlich und schlafe ein wenig. Ich komme sofort zurück.“

„Aber, Albert“, flüsterte sie ihm in's Ohr, „wenn plötzlich Dein Vater . . . .“

„Still, Mutter, das ist nicht möglich. Woher sollte er denn wissen, wo wir geblieben sind? In

Rotterdam verließ er uns; wie kann er uns denn nun in Amsterdam aufsuchen, und noch dazu in diesem abgelegenen Stadttheile?"

„Ich glaube, Du hast Recht, Albert. Er wird uns hier nicht suchen. Es ist recht thöricht von mir, mir deshalb Angst zu machen, aber die Gedanken kommen mir doch immer wieder."

Diese letzten Worte sprachen Mutter und Sohn so leise, daß die kleine Nachbarin am Tische kein Wort davon verstehen konnte.

Albert legte den Kopf der Kranken sanft auf das Kissen, bat sie, ein wenig zu schlafen, zog die Vorhänge dicht zu, damit das Licht derselben nicht lästig falle, und wollte fort. Ehe er jedoch die Stube verließ, trat er auf die kleine Krankenpflegerin zu.

„Liebe Frau!" sagte er mit gerührter Stimme, „ich danke Ihnen für die unerwartete, liebreiche Hülfe, die Sie meiner Mutter und mir erzeigt haben. Sie haben uns aus eigenem Antriebe Gutes gethan; Gott möge Sie dafür belohnen und mir Gelegenheit geben, Ihnen Ihre Güte zu vergelten. Und jetzt bleiben Sie hier, bis ich zurückkomme, nicht wahr?"

„Gewiß, ganz sicher", sagte sie und machte sich mit dem Kaffeegeräth auf dem Tische zu schaffen. „Wir sind Nachbarn, und solche müssen sich in Noth und Verlegenheit immer beistehen. Ihre Mutter

würde an meiner Stelle dasselbe gethan haben, das weiß ich. Obendrein ist es so meine schwache Seite, mich um anderer Leute Sachen zu bemühen. Ich ernte dafür manchmal Dank, öfters aber Zurückweisung, was ich beides nicht verdiene. Nun noch eins, Herr Nachbar!" fuhr sie fort, und ihre zarte Stimme klang jetzt entschieden und fast männlich, „ehe Sie ausgehen, trinken Sie eine Tasse Kaffee und essen etwas dazu. Gestern konnte Ihre Mutter nichts Warmes kochen, ich weiß es, und heute Nacht waren Sie in der bittern Kälte draußen. Und jetzt wieder, — das geht nicht!" Mit diesen Worten schob sie ihm einen Teller mit Butterbröden und eine dampfende Tasse Kaffee zu. Albert wurde roth; die kleine Näherin hatte Wahrheit gesprochen. Trotzdem weigerte er sich.

Erst auf wiederholte Aufforderung trank er stehenden Fußes die Tasse Kaffee und aß ein wenig dazu. Das Herz war ihm zu voll; er konnte nicht essen. Darauf sah er nochmals nach der Mutter, welche mit geschlossenen Augen wachend so vor sich hin träumte, reichte der kleinen Frau die Hand und war verschwunden.

Unterdessen war es sieben Uhr geworden. Der Tag brach an; die Werkleute begaben sich an ihre Arbeit. Sie sahen den rasch forteilenden Jüngling verwundert an, um so mehr, da rasches Gehen bei

den phlegmatischen Holländern genügt, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Albert kümmerte sich darum nicht. Plötzlich blieb er stehen, ein Zittern fuhr ihm durch die Glieder, sein vor Anstrengung geröthetes Gesicht wurde weiß wie Kalk an der Wand. Er sah in einer Seitenstraße zwei Männer wankend aus einer Geneverkneipe*) kommen, die sich gegenseitig unterstützten, was jedoch, da sich einer auf den andern verließ und keiner mehr auf den Beinen stehen konnte, nur dazu diente, ihre feste Stellung noch mehr zu untergraben.

„Mein Gott!" seufzte der Jüngling, „sollte die Ahnung meiner Mutter Wahrheit werden! Ist er es? Aber nein, es ist nicht möglich."

Und er verfolgte mit größerer Eile wieder seinen Weg nach einem Arzte, dessen Wohnung ihm die hülfreiche Näherin angegeben hatte.

---

*) Genever, Wachholder-Branntwein.

2.

Die Erzählung der Mutter.

Nachdem der Jüngling die Krankenstube verlassen hatte, sorgte die kleine Frau wieder für die arme Kranke mit der zarten Aufmerksamkeit, sanften Liebe und unermüdlichen Geduld, deren nur das Herz und die Hand des Weibes fähig ist. Nach einer Weile schlug dieselbe die großen dunkeln Augen auf, blickte die kleine Näherin dankbar an, drückte ihr leise die Hand und sprach:

„Nachbarin, mein guter Albert hat Recht, Sie thun viel für uns, obschon wir Ihnen ganz fremd sind. Ich danke Ihnen dafür von Herzen.“

„Aber, liebe Frau! Ihr Sohn und auch Sie machen mehr Aufhebens davon, als es werth ist. Wer das hörte und nichts davon wüßte, sollte wunders meinen, was ich gethan hätte. Legen Sie sich ruhig

wieder hin, sprechen Sie nicht viel, das könnte nicht gut sein, und schlafen Sie ein wenig."

„Nein, nein, meine liebe Pflegerin! Ich kann nicht schlafen; ich fühle mich für den Augenblick wohl und gestärkt. Aber lange wird das nicht dauern, dann kommt wieder ein heftiger Rückfall. So geht es schon, so lange wir hier in der Stadt sind. So heftig wie heute war es nie, ich fühle, ich habe bald ausgelitten. Weil Sie sich der fremden kranken Frau angenommen haben, sollen Sie nun auch wissen, wem Sie helfen. Es wird mir wohl thun, wenn ich mein Herz offen vor Ihnen ausschütte; ein paar Tage später kann ich es vielleicht nicht mehr."

„So angenehm mir das sein wird, so möchte ich Sie doch bitten, es jetzt nicht zu thun, denn es wird Sie zu sehr anstrengen und vielleicht aufregen." Mit diesen Worten überwand die kleine Näherin ihre verzeihliche Neugierde, wer die Leute waren, was sie thaten und wollten, die schon seit einem Jahre still über ihr wohnten und mit keinem Menschen verkehrten.

„Ach, lassen Sie mich nur" sprach die Kranke. „Sie haben mir zur rechten Zeit geholfen und zeigen ein so liebreiches, theilnehmendes Herz. Ich habe lange allein und abgeschlossen gelebt. Das war Unrecht; der Mensch soll den Menschen nicht fliehen. Wir haben keine Verwandte hier in der großen Stadt,

keinen Freund, keine Bekannte; — seien Sie meine Freundin!"

„Ja, das will ich sein!" erwiderte die kleine Frau mit gerührter Stimme. „Ich bin hier nicht fremd in der Stadt; ich habe viele Bekannte, aber Freunde, Freundinnen — ach nein! Was ich liebte auf der Welt, ruht unter der Erde. Ich thue Keinem Böses, bin gut und gefällig gegen Jedermann, aber eine wahre Freundin habe ich nicht. Ich meine, Jeder schäme sich meiner, und ich schäme mich beinahe vor mir selber. Meine Gestalt schreckt Alle ab; ich bin so klein und bucklig, häßlich und verschroben! Auf der Straße darf ich mich bei Tage kaum mehr sehen lassen; ich diene zum Gespötte der Kinder, und auch die großen Leute lachen, wenn es mir die Kinder nachmachen, wie ich gehe. Ich unterwerfe mich dem unverdienten Gespötte mit Geduld; böse darüber werden, weil sie mich noch lächerlicher machen, als ich wirklich bin, kann ich nicht mehr. Es würde dadurch nur noch schlimmer werden. Wenn man von Kindesbeinen an über dreißig Jahre lang zurückgestoßen und verlacht ist, weil man bucklig und häßlich ist, so gewöhnt man sich daran, aber es thut doch wehe, sehr wehe. Und doch, wäre ich so groß, schön und hübsch gewachsen, wie die andern Leute, die mich auslachen, ich machte es vielleicht gerade wie sie,

wenn ich ein so kleines buckliges Ungeheuer sähe, wie ich bin."

„Ich beklage Sie, gute Seele!" sprach die Kranke mit Thränen in den Augen. „Vielleicht wird meine Freundschaft und die meines Sohnes Sie für die unverdienten Zurücksetzungen einigermaßen entschädigen können. Wir wohnen so nahe bei einander, wir wollen von jetzt ab auch zusammenhalten. Nichts verbindet die Menschen ja leichter als Leid und Unglück."

„Gut, wir wollen treue Freundschaft halten. Aber die Freundschaft Ihres Sohnes? — Er ist jung und schön; er denkt sich das Leben voll Rosen. Und ich . . . ."

„Mein Albert ist gut, mehr wie gut. Ich kann Ihnen nicht sagen, was er für mich nicht Alles gethan hat. Elend und Kummer haben ihn früh gereift. Sie um Hülfe bitten . . . .! Nein, das hätte er nicht über sich gewinnen können. Sie sind ihm aber zuvor gekommen, Sie haben seiner Mutter geholfen, Sie haben geholfen, wo er nicht konnte, — das wird er Ihnen nie vergessen."

„Ich hoffe, daß Sie Wahrheit sprechen. Dann wollen wir, wenn Sie mal wieder völlig hergestellt sind, gute Nachbarschaft halten und uns das Leben angenehm machen, wohnen wir auch nur in einer Sackgasse und im Armenviertel."

„Da wir jetzt Freundinnen sind, will ich Ihnen auch Alles erzählen, was mir auf dem Herzen liegt. Es wird mir wohl thun, mich nach langer Entbehrung mal offen auszusprechen." Bei diesen Worten richtete sich die Kranke ein wenig in die Höhe.

„Nein, ich bitte, warten Sie damit! Ihr Kopf glüht, Ihr Puls schlägt gewaltig, Sie sind nicht mehr so wohl wie vorhin. Gehen Sie wieder liegen, beste Freundin! Wenn Sie wieder gesund sind, ..."

Bei diesen Worten der kleinen Näherin bog sich die Frau noch mehr herüber, ergriff die beiden Hände derselben und sagte mit einem ergebenen Blicke nach oben: „Der liebe Gott wird meinen Leiden bald ein Ende machen. Ich fühle es, beste Freundin, vielleicht noch wenige Tage und Gott ruft mich zu sich. Laßt mich sprechen, ehe es zu spät ist. — Seit einem Jahre habe ich die Auszehrung. Ich fühle, wie meine Kräfte mehr und mehr schwinden. Dazu kommt ein Herzleiden, das mir jeden Augenblick den Tod bringen kann. Aber je mehr mein Körper hinsiecht, desto gesunder wird meine Seele. — Meine Familie hat mich verstoßen, mein Mann mich verlassen, meine Freunde vergessen mich. Sie, meine neue, meine einzige Freundin, sollen Alles wissen. Hören Sie nur!"

Die kleine Nachbarin suchte die Kranke noch

einmal zu bestimmen, die Erzählung auf eine andere Zeit auszusetzen, aber vergebens.

„Ich bin die Tochter von wohlhabenden Bürgersleuten aus Utrecht“, begann die Kranke. „Ich hatte nur einen ältern Bruder, der meinen Eltern viel Verdruß machte. Mein Vater war zu gut mit ihm; als er ihm endlich nothgedrungen die Zügel straffer hielt, verließ er uns, und wir haben nichts wieder von ihm gehört und gesehen.

„Meine Mutter litt an derselben Krankheit, an der ich sterben werde; sie hatte die Auszehrung. Ein Jahr nach dem Verschwinden meines Bruders starb sie. Mein Vater überlebte sie nur wenige Monate. So war ich eine Waise.

„Meine Eltern hinterließen mir ein schönes Vermögen. Ein Bruder meines Vaters wurde mein Vormund und nahm mich, da er kinderlos war, in sein Haus auf. Da ich noch sehr jung war, vergaß ich bald den Verlust meiner Eltern. Mein Onkel und meine Tante behandelten mich mit übertriebener Liebe. Was ich nur haben wollte, bekam ich; wenn ich gute Eigenschaften hatte, und welches Kind hat die wohl nicht? — so wurden dieselben überall zur Schau gestellt und über Gebühr gepriesen; meine Fehler dagegen wurden übersehen oder doch nicht beachtet, wie das eine gute Erziehung verlangt. So

wuchs ich mir selbst überlassen auf. Meine Pflegeeltern meinten es gut, aber aus übertriebener Liebe wurde ich verzogen.

„Alles, was mir Vergnügen verschaffte, erhielt ich, nichts wurde mir abgeschlagen. Ich lebte lustig und leichtsinnig in den Tag hinein, flatterte von Blume zu Blume, von Freude zu Freude, und dachte nicht daran, daß es jemals anders werden könnte, und daß der Mensch mehr auf der Welt ist, um zu leiden, als um zu genießen.

„Zu meinem Unglücke, ich sage es offen, hatte mich die Natur mit allen Reizen der Jugend freigebig ausgestattet; ich war bald eine angebetete Schönheit. Bald umschwärmten mich denn auch Freier von allen Seiten: alte Herren, welche berechneten, daß sie mit meinem Vermögen ihr Geschäft bedeutend erweitern oder dem wankenden Credit aufhelfen könnten; junge Verschwender, welche schon daran verzweifelt hatten, sich jemals selbst ernähren zu können, und die nun auf eine reiche Frau speculirten, um auf deren Kosten zu leben. Ich hatte meine Freude daran, bald diesem, bald jenem Hoffnung zu geben, und es war auch oft recht komisch, wie die alten Herren einander in toller Verliebtheit überboten. Mein Herz fühlte nichts dabei; sie wollten alle mein Geld, nicht meine Person. Mein Onkel

ließ mich ruhig gewähren. Ich spielte mit dem Feuer.

„Damals näherte sich mir ein Jüngling, schüchtern, verlegen, so ganz anders, wie die Schaar der anderen Anbeter. Eben deshalb interessirte ich mich für ihn. Er war arm, schön und geistreich; seine Kenntnisse waren glänzend, sein Witz sprudelnd, er hatte Herz und Gemüth. Ich liebte ihn bald mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe.

„Er bat um meine Hand. Mein Vormund wies ihn nicht ab, wie wir beide vermuthet hatten; er stellte seine Antwort aus, um sich erst mal näher nach dem Leben und Treiben meines Geliebten zu erkundigen. Ich träumte von einer goldenen Zukunft.

„Diese Erkundigung fiel jedoch sehr ungünstig für den Jüngling aus. Er war ein leichtsinniger Wildfang. Reichlich ausgestattet mit Allem, was nur dazu dienen kann, das Glück eines jungen Mannes zu begründen, vergaß er sich zuweilen so sehr, daß er durch seinen tollen Leichtsinn in einem Tage abbrach, was er seit Monaten mit Mühe aufgebaut hatte.

„Es ist überflüssig, zu bemerken, das mein Onkel den Jüngling jetzt ernstlich zurückwies und mir streng verbot, mich weiter irgendwie mit demselben einzulassen. Es war das erste Mal, daß mir ernstlich etwas verboten wurde. Ich weinte bitterlich. Ich

hoffte sicher, ich würde ihn durch meine Liebe, durch meine Bitten, durch zarte Aufmerksamkeit von seinem leichtsinnigen Leben abbringen können. Und welches junge Mädchen hätte an meiner Stelle das nicht gehofft! Aber wie sehr meine Thränen meine guten Pflegeeltern auch schmerzten, sie hatten mich zu lieb, um mir meine Bitte zu gewähren und mein Lebensglück auf das Spiel zu setzen.

„Mit blutendem Herzen sah ich, wie mein Geliebter unser Haus verließ; Tag und Nacht schwebten mir seine Augen vor der Seele, mit denen er mich beim Abschiede so traurig und innig ansah. Es dauerte nicht lange, und der Jüngling wußte mir auf allerlei Weise Ort und Stunde anzugeben, wo und wann ich ihn treffen konnte. Und ich fand mich ein, trotz des strengen Verbotes meines Pflegevaters.

„Meine Liebe wurde nur desto stärker und feuriger, je mehr Hindernisse und Schwierigkeiten sich ihr entgegenstellten. Ich versuchte Alles, was die Liebe an Beredtsamkeit und List vermag, um meinen Onkel zu bewegen, seine Zustimmung zu unserer Verbindung zu geben, aber vergebens. Endlich drohte ich sogar, halb wahnsinnig vor Schmerz, ich wollte sein Haus verlassen und mit meinen Geliebten entfliehen. Das that dem guten Manne wehe. Mit Thränen in den Augen bat er mich, ich solle meine

thörichte Liebe bekämpfen. Er würde das feierliche Versprechen brechen, das er auf dem Sterbebette meinen Eltern gegeben habe, wie ein Vater für mich zu sorgen, wenn er mich dem leichtsinnigen, unverbesserlichen Jünglinge zur Ehe gäbe. Aber Alles half nichts.

„So verliefen zwei lange bange Monate. Unsere heimlichen Zusammenkünfte mehrten sich; endlich jedoch kam mein Onkel dahinter. Von der Zeit an wurde ich strenge bewacht und durfte kaum mehr ohne Begleitung aus dem Hause gehen. Ich schrieb meinem Geliebten heimlich und erhielt von demselben einen Brief zurück, worin er mir rieth, unter diesen Umständen aus dem Hause meines harten Onkels zu entfliehen; er halte Alles zur Flucht bereit. Ich kämpfte einen schweren Kampf gegen das Gefühl meiner großen Verpflichtung und Dankbarkeit gegen meine guten Pflegeeltern, aber die Liebe siegte. Ich verließ fast willenlos das Haus, worin ich lange Jahre wie ein Kind geliebt und gepflegt war, und floh mit meinem Geliebten nach Rotterdam. Dort war derselbe bekannt, denn er hatte längere Zeit auf den Comptoiren dortiger Handelshäuser gearbeitet.

„Werfen Sie keinen Stein auf mich, liebe Freundin! Ich habe den Fehltritt meiner Jugend bitter und schwer gebüßt.

„Einen Tag nach unserer Ankunft schrieb mein

Geliebter einen Brief an meinen Oheim, worin er ihn dringend ersuchte, nunmehr seine Zustimmung zu unserer Verbindung nicht länger zu verweigern, da nach unserer Flucht schon meine Ehre dies verlange. Es kam bald Antwort zurück; mein Oheim gab seine Zustimmung. Mein Vermögen wurde mir von ihm gewissenhaft ausbezahlt, ohne daß er einmal die bedeutenden Kosten für meine Erziehung in Abrechnung brachte. Da mein verschollener Bruder gerichtlich für todt erklärt war, bekam ich das Ganze; auch war das Vermögen im Laufe der Zeit bedeutend angewachsen. Ich bat um Verzeihung, erhielt aber keine Antwort. Das Haus meiner Pflegeeltern war von der Zeit an für mich verschlossen.

„Kurz darauf heiratheten wir. Ich trat rein vor den Altar Gottes. Anfangs verlebte ich die glücklichsten Tage meines Lebens, und ich hoffte schon, die schlechten Eigenschaften meines Mannes gänzlich ausgerottet zu haben. Aber ach! es dauerte nicht lange, und ich wurde aus dieser süßen Täuschung gerissen. Nach und nach ward die Liebe meines Mannes kälter, seine Aufmerksamkeiten seltener, er blieb immer weniger bei mir zu Hause und kam immer später zurück, und das oft in einem Zustande, bei dem mir die liebreichen Mahnworte meines Onkels unheildrohend vor die Seele traten.

„Im Anfange sprach ich ihm mit Ernst und Liebe zu, wenn er aus seinem Taumel erwacht war. Er hörte dann mit Beschämung auf meine Worte, zeigte die bitterste Reue und versprach mir unter Thränen Besserung. Kurz darauf aber riß ihn jedesmal die Leidenschaft wieder mit sich fort, deren willenloser Sclave er geworden war, — er war ein Trunkenbold!

„Es wurde Tag für Tag schlimmer; er kam bald aus dem Rausche gar nicht mehr heraus. Wir hatten ein Geschäft angefangen; mein Mann war ein tüchtiger Kaufmann und hatte anfangs viel Geld verdient. Seitdem er sich dem Trunke ergeben, kümmerte er sich um das Geschäft immer weniger. Unglückliche Speculationen, auf den Rath falscher Freunde unternommen, untergruben unsern Wohlstand; den Rest halfen Trinkbrüder verzehren, oder verschleuderte mein Mann, wie die meisten Trinker mit einem guten Herzen begabt, an die ihm begegnenden Bettler.

„Ich wurde Mutter; einem schönen, prächtigen Knaben schenkte ich das Leben. Auf dieses Kind hatte ich meine letzte Hoffnung gesetzt. Die Liebe zu seinem Kinde und die Sorge für seine Erziehung, hoffte ich, würden meinen Mann bessern. Aber auch hierin täuschte ich mich. Das Kind wuchs auf, wurde ein Knabe und zitterte oft bei dem Anblicke seines betrunkenen Vaters.

„Liebe Freundin! ich kann und will Ihnen nicht all' die Auftritte schildern, die in unserem Hause vorfielen. Ja, ich habe meinen jugendlichen Fehltritt bitter büßen müssen! Ich suchte so viel als möglich vor der Welt zu verbergen, was bei uns vorfiel, aber das wurde mir bald unmöglich. Ich habe mit Geduld gelitten, ich habe ihn mit Liebe ermahnt, aber er wurde immer liebloser gegen mich. Ich konnte ihm nichts, gar nichts mehr recht machen. Ich hatte an Allem die Schuld, ich hatte ihn ins Unglück gestürzt; ich machte ihm das Leben leid. Er polterte und schimpfte über jede Kleinigkeit; schwieg ich, so schimpfte er noch ärger, und schwieg ich einmal nicht, so kannte seine Wuth keine Grenzen. Und zuletzt hat er mich mißhandelt. O, es ist furchtbar, der Mann, den ich so feurig geliebt habe, hat mich blutig mißhandelt.

„Mein Mann sank immer tiefer und tiefer. Hat eine Leidenschaft das menschliche Herz ergriffen, so bleibt es bei der einen gewöhnlich nicht. Ich will nichts weiter sagen, aber Alles, was verrathene Liebe, verletzte Treue, entschwundener Friede und muthwillig zerstörtes Glück nur Bitteres hat, habe ich gekostet. Und mein Sohn, der mich innig liebt und für den Vater betet, wie ich es ihn gelehrt habe, ging dem Vater aus dem Wege und war froh, wenn er aus

dem Hause ging; er wurde ein Mann, sah, wie entsetzlich ich litt, und haßt seinen Vater, wenn er auch nicht will. Er kann nicht anders. Mein schönes Vermögen war verschwunden; Schulden verschlangen alle Geräthe und Erinnerungen aus einer besseren Zeit. Als nichts mehr zu holen war, verließ mich mein Mann; Monate lang hörten wir nichts von ihm.

„Mein Sohn hat manche Kenntnisse und ist seinem Stande gemäß erzogen. Er hat sein Bestes gethan, um mich durch seine Arbeit zu ernähren. Aber er war der Sohn des Trunkenbolds, der ein so schönes Vermögen durch die Gurgel gejagt hatte; Niemand stellte Vertrauen auf ihn, Keiner wollte ihm passende Arbeit geben.

„Eines Morgens erhielt ich durch die Post von unbekannter Hand eine Banknote von fünfhundert Gulden; ich vermuthe von meiner Tante in Utrecht, der vielleicht mein Elend zu Ohren gekommen war. Da schlug mir denn mein Sohn vor, Rotterdam zu verlassen und nach Amsterdam zu ziehen. Dort kännte uns Niemand und dort würde man ihm, wenn er nur fleißig und tüchtig wäre, keine Arbeit verweigern. Ich willigte in den Vorschlag ein, denn ich zitterte vor der Rückkehr des Mannes, den ich einst so feurig geliebt hatte.

„So sind wir hierhin gekommen. Mit dem

Gelde, das wir mit Dank gegen Gott und gegen den unbekannten Wohlthäter angenommen hatten, bestritten wir die Reisekosten und die erste Einrichtung. Kurz nach unserer Ankunft wurde ich krank; mein Sohn wollte mich nicht allein lassen und so hat er die lohnende Arbeit, die er hier zu finden hoffte, nicht einmal suchen können. Von dem Reste des Geldes und dem Wenigen, was er durch Abschreiben verdient, haben wir bis heute kümmerlich gelebt.

„Sehen Sie, liebe Freundin!" so endigte die Frau und ließ ihren Kopf gegen die Schulter der kleinen Näherin anlehnen, „das ist meine traurige Geschichte! Sie besitzen ein theilnehmendes Herz und mußten sie wissen; Ihr Mitleid und die liebreiche Hülfe, die Sie der Fremden erzeigt haben, bürgt mir dafür, daß Sie den Sohn der Freundin nicht verlassen werden, wenn ich nicht mehr bin. Ich fühle es, noch einige Tage, vielleicht noch einige Wochen, und Gott wird mich zu sich rufen. Dann werden Sie meinem Albert rathen, ihm helfen, ihn trösten! Nicht wahr, Sie versprechen es mir! Er hat schon so viel gelitten und ist hier so ganz fremd. Er selbst würde Ihnen nie geklagt haben, was ihm fehlt; jetzt wissen Sie Alles. Nicht wahr, Sie werden für ihn sorgen, wie für einen Bruder?"

Weinend stand die Frau am Bette der Kranken.

Ihre tiefblauen Augen, das einzige Schöne, was sie besaß, glänzten vor Mitleid und Theilnahme. Sprechen konnte sie nicht; sie ergriff stumm die Hand der Kranken, drückte ihr einen Kuß auf die bleiche Stirn und machte ihrem vollen Herzen in einem Strome von Thränen Luft.

„Dank, Dank!" seufzte die Kranke, „jetzt werde ich ruhiger sterben!"

3.

Eine Versöhnung am Sterbebette.

„Heda! Wirthschaft!" rief plötzlich eine heisere Stimme unten an der Treppe. „Licht her! Man kann hier sonst Hals und Bein brechen."

Mit einem gellenden Schrei fiel die Kranke bei diesen Worten auf das Kissen zurück. „O Gott, meine Ahnung! Er ist es!" flüsterte sie. Darauf schlossen sich ihre Augen, der Mund verzog sich schmerzlich, die Finger klemmten sich krampfhaft zusammen, das Gesicht wurde immer bleicher und bleicher.

Ihre Freundin, nicht weniger erschreckt, unterstützte ihr den Kopf, beobachtete mit ängstlicher Spannung ihre Züge und rief sie an, aber sie hörte nicht. Langsam öffnete sich der zusammengepreßte Mund; unbeweglich lag sie da, mit geschlossenen Augen und offenem Munde.

„O Gott, sie ist todt!“ schluchzte die kleine Näherin und bog sich über die Sterbende, um ihr einige Tropfen aus einem der beiden Gläser einzuflößen.

Während sie mit ängstlicher Sorgfalt sich mit der Kranken beschäftigte und Alles um sich vergaß, wurde die Thür der Stube geöffnet und zwei Männer traten wankend herein. Der eine sah aus wie ein Herr, der in Verfall gerathen, der andere mehr wie ein verkommener Bürgersmann. Der Herr in Verfall wankte ein paar Schritte in der Stube vorwärts, während ihn sein Begleiter dabei unterstützte.

„Wo bringst Du mich doch hin, Karl?“ fragte der Erstere mit heiserer Stimme.

„Ei, zum Teufel! In Dein Haus!“ antwortete der Andere mit grinsendem Lachen.

„In mein Haus? Ist dies mein Haus? Ein nettes Haus! Es ist ja das reinste Hundeloch! Und wo steckt meine liebe Familie denn? Komm, laß uns gehen; Du hast Dich geirrt, Karl! Du siehst ja wohl, hier wohnt Niemand.“

„Und was ist denn das?“ lachte Karl, als er die kleine bucklige Frau an dem Bette erblickte, die sich noch immer mit der armen Dulderin beschäftigte.

„Verflucht, Du hast Recht. Das ist wenigstens was Lebendiges. Sag' mal, Kind! wohnt hier in

der Nähe nicht eine Frau Hendriks?“ Er sah die kleine Frau, welche den beiden Eindringlingen noch immer den Rücken gewandt hatte, für ein Kind an.

Bei dieser Frage drehte sich die barmherzige Pflegerin ganz erschrocken um. Der Herr in Verfall, der sich mit Mühe und unter vielem Straucheln aufrecht erhielt, besah sich die merkwürdige Erscheinung von Kopf bis zu Fuß und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Donnerwetter! Karl, sieh mal hier!“ rief er endlich. „Ist das auch vielleicht meine Frau?“

Karl hatte keine Zeit; er hatte sich an den Tisch gesetzt und aß gierig ein Butterbrod nach dem andern. „Dummer Teufel! Komm her und iß! Die Butterbröde sind wahrhaftig nicht übel. Hätten wir nur noch Einen in der Pulle!“ Bei diesen Worten, die er mühsam und stotternd aus dem vollgepfropften Munde herauswürgte, griff er nach einer Flasche, die langhalsig und unheimlich aus einem der langen und unstät herumvagabundirenden Rockschöße hervorlugte, und hielt sie enttäuscht gegen das noch immer düster brennende Licht. Der Rock war jedenfalls nicht für ihn gemacht, wenigstens konnte er zweimal Wohnung darin nehmen. „Komm Kerl, und iß, bevor ich Alles allein verzehrt habe. Ich habe ganz verfluchten Hunger, und wenn man so seit gestern

Mittag nichts Festes mehr im Leibe gehabt hat, ist ein gutes Butterbrod mit Käse eine wahre Medicin für den Menschen. Aber, Philipp was hast Du doch da zu lachen?"

Mit diesen Worten, stand er auf, das letzte Butterbrod in der Hand. Kaum aber fiel sein Auge genauer auf die Näherin, und ein Zittern überfiel ihn; das Butterbrod glitt zur Erde. Er wurde blaß bis auf die hochrothe Nase und stand da mit offenem Munde und gläsernen Augen, wie versteinert.

„Karl, was ist Dir? Bist Du vor der Mißgeburt bange? Wahrhaftig, sie ist auch häßlich genug, um davor bange zu werden, aber ich muß doch darüber lachen! Wenn das meine Frau sein soll, dann hast Du mir doch einen schlechten Geschmack zugetraut." Und der Herr in Verfall fing wieder an zu lachen.

Die Augen der kleinen Frau glühten einen Augenblick vor Entrüstung und Abscheu und flogen wie Blitzstrahlen von dem lachenden Eindringling auf den versteinerten. Aber auch nur einen Augenblick, denn gleich nachher nahmen sie wieder den sanften, milden Glanz an, den sie vor einer Viertelstunde bei der Erzählung der Sterbenden gehabt hatten.

„Wohnt Ihr hier?" fragte der lachende Herr, sobald er es vor Lachen konnte.

„Nein! Aber ich bitte Sie, bezwingen Sie sich ein wenig, denn hier liegt eine Sterbende. Ich bitte Sie darum bei dem Andenken an Ihre eigene sterbende Mutter.“ Diese Worte und der Ton, in dem sie gesprochen wurden, machten den Betrunkenen in einem Augenblicke wieder nüchtern. Ein kalter Schauer fuhr ihm über die Glieder und sein aufgedunsenes Gesicht färbte sich bläulich weiß.

„Wer ist die Sterbende?“ stotterte er.

„Sehen Sie nur selbst zu!“ Mit diesen Worten zeigte die kleine Frau nach der verhängten Bettstelle.

Er stand einen Augenblick unbeweglich und starrte vor sich hin. Es war ihm unmöglich, die Augen nach der angezeigten Stelle zu richten. Endlich überwand er das beängstigende Vorgefühl, ging auf die Bettstelle zu und sagte: „Gut, dann will ich mal sehen!“

Kaum hatte er einen Blick in die Bettstelle geworfen, als sich ein schmerzlicher Schrei seiner Brust entrang. Wie wahnsinnig stürzte er auf die Sterbende zu. Diese lag noch immer, bleich wie eine Todte, mit geschlossenen Augen ruhig da. Derselbe Mann, auf dessen Stimme sie in eine tödtliche Ohnmacht gefallen war, richtete sie jetzt zärtlich in die Höhe. Er schloß sie sanft in seine Arme und sagte mit bebender Stimme: „Johanna, Johanna! Liebe Frau!

Sprich doch, sprich nur ein einziges Wort, ehe Du stirbst!"

Einige Minuten hatte er so geweint und gefleht, als die Thür sich öffnete und Albert in Begleitung eines Arztes hereintrat.

„Wo ist die Kranke?" fragte dieser.

„Hier, Herr Doctor!" antwortete der Sohn und brachte denselben an das Bett.

„Großer Gott! Also doch!" rief Albert, als er den Mann erblickte, der seine Mutter umschlungen hielt. Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind.

„Wie geht es?" fragte der Doctor und trat an das Bett.

„Um Gotteswillen, Herr Doctor!" flehte der nüchtern gewordene Trunkenbold. „Sprechen Sie, sprechen Sie! Lebt sie noch?"

Der Doctor trat näher, fühlte nach dem Pulse, horchte auf den Athem und besah aufmerksam die Züge der Sterbenden. „Ja, sie lebt noch und muß bald wieder zu sich kommen. Aber meine Anwesenheit ist hier ganz unnütz; die Frau kann höchstens noch zwei Stunden leben."

Bei diesen Worten ergriff Albert die Hand des Arztes und sah ihm fragend ins Gesicht, gerade als ob er seine Worte nicht verstanden hätte. Er war

so blaß wie seine sterbende Mutter, seine Lippen bebten, seine Wangen zitterten, aber keine Thräne kam mehr aus seinen Augen. Mit fester Stimme fragte er:

„Hat nicht ein plötzlicher Schrecken ihren Tod vor der Zeit beschleunigt?“

„Sie haben Recht,“ war die Antwort des Arztes. „Diese Frau konnte nicht lange mehr leben; die Auszehrung hatte ihren höchsten Grad erreicht. Aber eine plötzliche Aufregung, von der sie nervös ergriffen, muß vor Kurzem hinzugetreten sein . . . . doch still, sie erwacht.“

Die Sterbende öffnete die Augen. Sie blickte wild um sich; einen Augenblick ruhte ihr Blick auf ihrem Manne, um sich dann mit der ganzen Liebe des Mutterauges auf ihren Sohn zu richten. „Albert, mein Sohn!“ sagte sie kaum hörbar.

„Mutter, Mutter!“ schluchzte dieser und flog an ihr Bett.

Der unglückliche Trunkenbold fing verzweifelt an zu weinen. Er fühlte in diesem Augenblicke wirklich tiefe, wahre Reue. Zerknirscht verließ er das Sterbebett seiner Frau und räumte seinem Sohne seinen Platz ein. Sein Gewissen sagte ihm, daß dieser eher als er verdient hatte, seiner Mutter die Augen zu schließen; daß sein Anblick der armen Dulderin nur peinlich sein könne; daß er, der ihr ganzes Leben

vergiftet und ihren Tod herbeigeführt hatte, nun auch noch ihre letzten Augenblicke hier auf Erden verbittere. Aber er wollte bleiben, er wollte das Wort der Verzeihung aus ihrem Munde hören und dann, leider zu spät für die Arme, ein neues Leben anfangen.

Er wollte gleich damit anfangen, seinem Begleiter gebieten das Zimmer zu verlassen und ihm seine Freundschaft für immer aufkündigen; dieser hatte sich aber schon aus dem Staube gemacht. Die kleine Näherin hatte ihm einen gebietenden Wink gegeben und ein paar Worte zugeflüstert, und darauf war er wie ein Missethäter verschwunden. Ein fröhlicher Zechbruder wird sich auch wohl schwerlich an einem Sterbebette heimisch fühlen.

Der Doctor erklärte nochmals, daß seine Anwesenheit unnütz sei, und wollte sich entfernen. Albert ergriff seinen Hut und ging mit dem Arzte hinaus. Sie sprachen leise einige Worte. Der Arzt drückte dem Jünglinge theilnehmend die Hand und sprach:

„Bleiben Sie nur ruhig hier; die Minuten am Sterbebette der Mutter sind kostbar. Ich will das schon abmachen; der Pastor ist mein Freund.“

Albert setzte sich wieder an das Bett. Es herrschte eine gräßliche Stille in der Stube, wo der Tod sein Opfer forderte.

Kaum war der Arzt für den Leib hinaus, als auch schon der Arzt für die Seele eintrat. Es war der würdige Pastor, der ganz in der Nähe wohnte.

Die kleine Näherin hatte unterdessen einen kleinen Tisch mitten in die Stube gestellt, ein Cruzifix mit zwei Kerzen auf die weiße Tischdecke gesetzt und einen Betschemel von ihrem Zimmer geholt.

Wir wollen den hehren Augenblick, wo sich die arme Dulderin auf den Eintritt in die Ewigkeit vorbereitete, nicht zu schildern versuchen. Der Augenblick ist so erhaben und ernst, daß alle weltlichen Gedanken verstummen und jede irdische Größe so eitel wird, wie sie immer sein sollte.

Mit Gott versöhnt, hatte die sterbende Mutter ihren Arm um den Hals des Sohnes geschlagen und sah ihm mit brechenden Augen in's Gesicht. Dieser weinte und betete, aber auch die heißen Thränen und feurigen Gebete des Sohnes konnten das entrinnende Leben nicht zurückhalten.

Der Vater, der Mann, der Trunkenbold stand vor der Bettstatt. Er sah den Todeskampf seiner Frau, den Schmerz seines Sohnes, und immer tiefer und nagender biß sich der Wurm der Reue in sein Herz. Er hätte sein Leben dafür gegeben, wenn er das Leben seiner Frau damit hätte erkaufen können.

Die kleine Freundin der Sterbenden stand in

einer Ecke des Zimmers, sah unablässig auf das rührende Bild, die sterbende Mutter mit dem weinenden Sohne, betete und weinte.

Der Geistliche knieete vor dem Bilde des Gekreuzigten und sprach leise die Sterbegebete.

Endlich schien selbst die Umarmung des Sohnes die Mutter zu beengen; sie zog leise ihren Arm zurück. Der Glanz ihrer Augen wurde immer matter und matter, ihr bleiches Gesicht immer fahler und fahler. Sie wendete mit Mühe den Kopf zur Seite und sagte mit schwacher Stimme:

„Philipp!"

Der Mann trat näher. Sie reichte ihm ihre abgemagerte Hand und sprach:

„Philipp! Wir hätten so glücklich sein können, aber Du warest schwach. Eine gräßliche Leidenschaft beherrschte Dich, und diese Leidenschaft hat unser Glück vernichtet. In der letzten Zeit glaubte ich, ich hasse Dich und könne Dir nimmer vergeben, aber jetzt, im Angesichte des Todes, fühle ich, daß ich Dich nicht hassen kann. Philipp! Eine Bitte! Aendere Dein unglückliches Leben! Ich vergebe Dir, ich vergebe Dir Alles von Herzen!"

Darauf umarmte sie ihren Sohn und sprach mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte: „Albert, mein Sohn, mein guter lieber Sohn! Ich danke Dir für

Deine Liebe. Ich habe Dir nichts zu vergeben; Du warest so gut für mich. Willst Du mich ruhig und in Frieden von der Erde scheiden lassen?"

„Mutter, gewiß, Mutter! Sprich, was verlangst Du von mir?"

„Albert! Hasse Deinen Vater nicht; stehe ihm bei, wo Du kannst; vergib ihm wie Deine sterbende Mutter ihm auch vergeben hat."

Ein unterdrückter Schrei stieg aus der Brust des Jünglings. Der unglückliche Sohn kämpfte einen fürchterlichen Kampf. Seine Mutter, das frühzeitige Opfer der Leidenschaft des Mannes, der ihm das Leben gegeben, seine Mutter, die von diesem Manne lange Jahre hindurch das Gräßlichste erduldet hatte, seine sterbende Mutter, die er so innig liebte, flehte für ihren Gatten, für seinen Vater, den er haßte, um Vergebung! Die Mutter hatte in seiner Seele gelesen. Nein, nein, er konnte seinen Vater nicht lieben. Und doch, die letzte Bitte der geliebten, sterbenden Mutter! Kann und darf er ihr dieselbe abschlagen? . . . . Und als sie ihn wieder mit dem matten, flehenden Blicke anstarrte und als er fühlte, wie der Arm, der ihn umschlang, immer kälter und kälter wurde, da siegte der gute Engel. Er reichte seinem Vater die Hand und die Mutter lispelte: „Dank, Albert, Dank!"

Das waren ihre letzten Worte. Sie drückte sterbend die Hände von Vater und Sohn fest zusammen, sah mit brechendem Auge auf das Bild des Gekreuzigten und sank mit einem Gebete auf den Lippen in den Arm ihres Sohnes.

Die Frau des Trunkenbolds hatte ausgelitten.

Drei Tage später wurden die irdischen Ueberreste der Unglücklichen vor dem Thore der Stadt auf dem Kirchhofe „de liefde“ begraben. Zwei Männer folgten dem Todtenwagen. „Vater und Sohn!“ sagte einer von den Neugierigen, welche theilnahmlos hinter dem Leichenzuge her gafften.

„Ja,“ sagte ein anderer, „das ist mir auch 'ne schöne Pflanze, der Vater! Alle Tage nur einmal betrunken! Ich höre, die arme Frau ist vor Verdruß und Kummer gestorben.“

„So, und was macht denn der Sohn?“

„Ja, Einige loben ihn, aber es kennt ihn fast Niemand. Arbeiten thut er sehr wenig wie der Alte, das weiß ich. Und sonst? . . . . Nun, Du weißt ja wohl, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“

4.

Der Einbruch.

Was herrscht heute ein reges Leben in der Wohnstube des reichen Kaufmanns Baumann auf der Kaisergracht bei der Wolfsstraße! Alle Stühle sind mit verschiedenen Kleidungsstücken bedeckt; da liegen Hüte und Hütchen, Ueberröcke und Mantillen, Tücher und Handschuhe in bunter Abwechselung.

„Aber, Mina, hör' mal, bist Du noch nicht fertig?" ruft Herr Baumann halb ärgerlich in den langen Gang hinein, an dessen Ende aus einer halb offen stehenden Thüre sich weibliche Stimmen vernehmen lassen.

„Ja, Vater, sie ist sogleich fertig, warte nur noch einen Augenblick!" ruft seine Frau zur Antwort.

„Wenn die Augenblicke bei Euch nur nicht so lange dauerten", erwidert der Herr halblaut und

geht ungeduldig in der Wohnstube auf und ab. Wenn er vor dem Spiegel vorbei kommt, bleibt er regelmäßig stehen, zieht noch mal an dem schneeweißen Halstuche, wobei er vor Ungeduld natürlich mehr verdirbt als verbessert, oder legt mit demselben Resultate die letzte Hand an das künstliche Gebäude seiner Frisur, die ihm heute gar nicht gefallen will. Ab und zu bürstet er auch noch einmal über den feinen Tuchrock, oder setzt die engen Glacée-Handschuhe in Ordnung, die heute wirklich zu widerspänstig sind.

Nicht so ungeduldig, wie der alte Herr, ist ein hübscher frischer Junge von höchstens sechzehn Jahren, offenbar der Sohn des Herrn Baumann, der auch die bessernde Hand an seine Toilette legt, aber endlich daran zu verzweifeln scheint, ob er noch ein Sonnenstäubchen auf seinem Anzuge entdecken wird. Er wirft sich daher in die Brust, macht vor seinem Vater lächelnd Front, und ehe dieser mal Zeit hat, sein prüfendes Auge von Kopf bis zu Fuß schweifen zu lassen, dreht er sich flink wie ein Kreisel auf dem Absatze in die Runde. Das untadelhafte Aussehen des blühenden Knaben brachte den alten Herrn wieder in gute Laune.

„Ist Albert Hendriks schon auf dem Comptoir?" fragte er.

„Ja wohl, Vater!“ antwortete der Sohn.

„Nun, ich brauchte nicht zu fragen. Der Teufelsjunge versteht es wirklich meisterhaft, immer zur rechten Zeit da zu sein. Er ist nun schon über zwei Jahre bei uns und ist noch nie auch nur eine halbe Minute zu spät gekommen. An ihm kannst Du Dir ein Beispiel nehmen, Victor!“

„Nun, Vater, so sehr brauchst Du Dich über mich doch auch nicht zu beklagen.“

„Nein, das gerade nicht, aber Albert Hendriks kommt Dir doch an Pünktlichkeit und Ordnung vor. Ja, Du lachst, aber was ich sage, ist wahr, und Du wirst mir selbst im Herzen Recht geben. Ich habe auch von unten auf anfangen müssen, und ich muß Dir sagen, ich war auch immer so pünktlich in meiner Zeit und meinen Arbeiten wie Albert. So ganz hoch habe ich es nun gerade nicht gebracht, — Effecten-Mäkler —, aber es geht doch schon, und Du hast es jedenfalls viel leichter wie ich, empor zu kommen, denn mein Vater war nur ein einfacher Schreinermeister. Schade, daß der gute Mann, Gott habe ihn selig, jetzt nicht mehr lebt! Da muß man sich schon plagen und aufpassen, wenn man durchkommen will. Nun, aus Albert Hendriks wird noch mal was Tüchtiges werden! Wenn er so bleibt, wie er ist, will ich gern Alles für ihn thun. Aber, alle

Wetter! Junge, rufe Du Deine Schwester doch mal! Sag', wir hätten nur noch eine Viertelstunde Zeit!"

Victor gehorchte und Herr Baumann ging die Treppe hinunter nach dem Comptoir.

„Guten Abend, Herr Baumann!" grüßte sein Comptoirist und stand auf.

„Guten Abend, Albert!" antwortete der Kaufherr. „Bleiben Sie nur ruhig sitzen! Sie wissen wohl, daß ein Neffe meiner Frau heute Hochzeit hat. Wir sind alle zum Soupé eingeladen und fahren sogleich hin. Dadurch bleibt das Haus und Comptoir allein den beiden Mädchen überlassen. Nun haben dieselben zwar Ihre Beschützerin, Mietje*), die kleine Näherin, bei sich, aber die dient doch mehr zur Gesellschaft als zur Hülfe, wenn etwas passiren sollte. Ich hätte doch gern einen Mann im Hause; wollen Sie vielleicht diese Nacht hier bleiben?"

„Gewiß, ganz gern!"

„Gut, das ist also abgemacht. Arbeiten sollen Sie übrigens heute nicht mehr; die Correspondenzen da haben Zeit bis morgen. Es wird uns wohl spät werden; bis morgen also. Wenn Sie Schlaf bekommen, legen Sie sich dann nur ruhig oben auf

---

*) Mietje, Mariechen; Abkürzung und Deminutiv von Maria, Mia, Mie.

das Sopha in der Vorstube. Es ist eigentlich ganz unnöthig, daß Sie hier bleiben, aber man geht doch ruhiger vom Hause. Wenn Sie eine Flasche Wein oder sonst etwas wünschen, brauchen Sie nur zu bestellen."

„Nein, ich danke Ihnen, Herr Baumann!"

„Es ist auch wahr, Sie trinken nie Wein. Ich begreife das nicht; ein gutes Glas Wein kann doch nicht schaden. Sind Sie vielleicht im Mäßigkeitsverein? Dann ist es etwas Anderes. Nun, ich will Mietje sagen, daß sie Ihnen warmen Wein fertig macht; davon nehmen Sie doch ein Glas?"

Halb lächelnd über diesen sonderbaren Ausweg, halb wehmüthig blickte der Jüngling offen in das gutmüthige Gesicht seines Principals und sagte: „Herr Baumann! Sie sind zu gut für mich. Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich auch das abschlagen muß. Ich habe den festen Vorsatz gefaßt, nie auch nur einen Tropfen irgend eines geistigen Getränkes zu trinken. Fragen Sie mich nicht nach Gründen; in einem Mäßigkeitsvereine bin ich jedoch nicht. Und ich denke, es zieht eben so schlimme Folgen nach sich, wenn man ein Trunkenbold in Wein wird, als wenn man aus Leidenschaft Genever oder Bier trinkt."

„Nun, langsam, langsam! Ein Glas Wein trinken und ein Trunkenbold sein, dazwischen ist doch

noch ein Unterschied. Ganz Unrecht mögen Sie nicht haben, aber heute Abend werden Sie mich noch nicht bekehren. Sie würden eine sonderbare Figur auf einer Hochzeit bilden; da kommt ein Toast nach dem andern, und da muß man schon flott mittrinken."

„Nun, in die Verlegenheit komme ich nicht, weil ich auf keine Hochzeiten komme."

„So müssen Sie nicht sprechen, junger Freund! Und in Ihren Jahren darf man sich nicht immer so abschließen. Nächste Woche gebe ich hier im Hause den jungen Eheleuten ein kleines Erwiderungsfest, und da werden Sie doch sicher mit dabei sein."

„Ich, Herr Baumann?" lächelte Albert ungläubig.

„Gewiß, Sie! Warum nicht? Ich betrachte Sie, als wenn Sie zum Hause gehörten, das wissen Sie ja. Sie arbeiten für mich, wie es ein Sohn nicht eifriger thun kann. Wenn ich Ihnen dann mal ein kleines Vergnügen . . . . Aber, alle Wetter! Da kommt der Wagen schon vor die Thüre und Mina . . . ."

„Steht schon lange hier und wartet auf Papa, der gar nicht fort kann", vollendete eine glockenhelle weibliche Stimme hinter dem alten Herrn, und Mina, die einzige Tochter desselben, trat auf das Comptoir.

„Alle Wetter! Mädchen! Was siehst Du hübsch aus!“ rief der Vater überrascht. Und in der That, das Mädchen sah hübsch aus. Ein weißes Kleid umschloß die hübschen Formen und der schöne Hals der daraus hervorlugte, wetteiferte mit dem Kleide an blendender Weiße. Die Arme waren in eine Wolke von Spitzen und Tüll gehüllt, und an den Händen trug sie weiße Handschuhe von Seide. Vor der Brust prangte eine halbaufgesprungene Rosenknospe, ein schönes Sinnbild des Mädchens, das selbst wie eine Rosenknospe in jungfräulicher Anmuth und Schönheit aufblühte. Auf dem Gesichte thronte Sanftmuth, Unschuld und Wohlwollen; das Haar wallte in glänzenden, flachsblonden Locken bis halb in den Nacken. Die Augen waren blau, man konnte grundlos tief hineinsehen, wie in die Bläue des Himmels. Ueber ihrem ganzen Wesen ruhte der Schmelz kindlicher Unschuld; kindliche Unbefangenheit und heitere Lebenslust lag in ihren Worten und Bewegungen, fern von mondscheinsüchtigem Sehnen und schmachtender Melancholie.

Albert fühlte, wie sein Angesicht glühte, als das Mädchen so unverhofft auf das Comptoir trat.

Obschon das Mädchen bereits siebenzehn Frühlinge gesehen hatte, betrachtete und behandelte der Vater sie noch immer als Kind. Und wohl ihr, in

ihrem Leben und Treiben, Fühlen und Denken war sie auch noch ein Kind. Als sie so in ihrer ganzen Lieblichkeit und Anmuth vor dem guten Vater stand, fragte dieser den schüchternen Jüngling mit väterlichem Stolze:

„Nun, Albert, wie gefällt Ihnen denn Mina heute?" Das war eine böse Frage. Albert schwieg.

„Nun, Herr Hendriks, Vater fragt, wie ich Ihnen gefalle. Wir warten auf Antwort." Mit diesen Worten trat das schelmische Mädchen lächelnd vor den verlegenen Comptoiristen.

Diesem fuhr es heiß durch die Glieder; er wollte sprechen, aber die Worte wollten nicht heraus.

„Baumann! Mina! Kommt doch, es ist Zeit!" rief die Mutter nach unten.

„Ich werde mir morgen Antwort holen," warf das Mädchen noch rasch ein, grüßte lächelnd den Jüngling und verließ mit dem Vater das Comptoir.

Der Wagen fuhr rasselnd über die Straße; Albert blieb allein auf dem Comptoir. Er hätte sich vor den Kopf schlagen mögen, so böse war er auf sich selbst, weil er eben nicht gleich antworten konnte. Wie um ihn zu necken, fielen ihm nun Dutzende von Antworten ein, eine noch besser und passender wie die andere. Er gab sich rüstig an die Arbeit, schrieb Correspondenzen und rechnete, freilich von tausend Erinnerungen, Gedanken und Träumereien gestört.

Was hatte der arme Jüngling seit der Beerdigung seiner Mutter auch nicht Alles erlebt!

Die kleine Näherin hatte ihr Versprechen, das sie der sterbenden Mutter gegeben hatte, prächtig gehalten. Sie war gewissermaßen seine zweite Mutter geworden und sorgte für den Jüngling wie für einen Sohn. Sie war seit Jahren Näherin bei der Frau Baumann und war oft ganze Wochen dort.

Sie war es, die, ohne etwas über die früheren Lebensumstände ihres Schützlings zu verlieren, denselben dem Herrn Baumann für eine eben erledigte Comptoiristenstelle empfohlen hatte, und Herr Baumann, einer von den einfachen Leuten, die von einem offenen, ehrlichen Gesichte sofort auch auf einen offenen, ehrlichen Charakter schließen, stellte Albert wirklich an. Wir wissen, wie wenig er sich in Albert getäuscht hatte. Als daher einige Monate nach Alberts Eintritt sein Correspondent nach England ging, gab er dem unbemittelten Jünglinge dessen Stelle und erhöhte sogar noch das Salair.

So günstig diese neue Lebensstellung für Albert war, so groß war auch seine Dankbarkeit gegen seine Beschützerin Mietje. Froh und unbesorgt konnte er in die Zukunft blicken.

Auch sein Vater schien sich anfangs gänzlich zu bessern. Manchmal traten ihm heiße Reuethränen in

die Augen, wenn er an die letzten Augenblicke und Worte seiner Frau dachte. Er suchte eine passende Stelle auf irgend einem Comptoir, aber leider vergebens, denn immer trat der böse Leumund über sein früheres Leben und Treiben hindernd dazwischen. Uebrigens lebte er still und ruhig mit seinem Sohne zusammen, der Gott nicht genug für diese günstige Aenderung danken konnte.

Etwa ein Vierteljahr nach dem Tode der Mutter kehrte Albert eines Mittags nach Hause zurück. Er hatte mit seinem Vater die alte, finstere Wohnung verlassen, welche für beide zu klein war und woran sich für den Vater auch zu unangenehme Erinnerungen knüpften. Kaum bewohnten sie jedoch ein paar freundliche Stuben in dem Hause einer Wittwe, als auch Mietje ihre alte Wohnung verließ und, merkwürdig genug, in demselben Hause sich einmiethete. Die häßliche, von der Welt verlachte und ausgestoßene Näherin konnte sich von Albert nicht mehr trennen, der ihr kindliche Liebe und aufrichtige Dankbarkeit entgegenbrachte. Manche Stunde verbrachte sie mit ihrer Arbeit auf der Wohnstube ihres Schützlings in harmlosem Geplauder.

Auch heute stand das Essen aus der Garküche bereit, aber der Vater war noch nicht da und Mietje ließ sich auch nicht blicken. Endlich wurde angeklopft

und die Näherin trat ganz betrübt herein. Bestürzt erzählte sie dem Jünglinge, daß sie so eben gesehen hätte, wie sein Vater mit seinem elenden Freunde Karl in eine Geneverkneipe gegangen wäre.

Albert wurde bleich vor Schrecken. Hin für immer war also die süße Hoffnung, daß der Vater sich dauernd bessern und er in Frieden mit ihm leben könnte! Wenn das Sterbebett der Mutter ihn nicht gebessert hatte, dann war Alles, Alles verloren. Er sank vernichtet auf einen Stuhl.

Schwere Tritte und undeutliche Stimmen ließen sich auf der Treppe vernehmen. Die Thür ging auf. Der alte Hendriks wurde von seinem würdigen Freunde in die Stube geschoben. Er war ganz besinnungslos und fiel unter einigen undeutlich gelallten Flüchen der Länge nach auf den Boden.

Da übermannte Albert die Wuth. Mit funkelnden Augen fuhr er auf den elenden Verführer seines Vaters los, griff ihn an der Kehle und warf ihn im Fluge die Treppe hinunter. Er kam glücklicher, wie er verdient hatte, unten zwischen den Kochtöpfen der Wittwe zurecht und schimpfte noch lange schäumend vor Wuth unten an der Treppe über den hochnasigen, geizigen Pinsel, der seinem Vater nicht einmal einen Schluck Branntwein gönne. Schließlich verjagte ihn die Wittwe mit hoch erhobener Feuerzange aus dem Hause.

Die Nachbarn waren schon auf die Straße getreten, als sie die beiden strauchelnden Männer vorüber wanken sahen, und erhoben ein schallendes Gelächter, als der feige Trunkenbold sich vor der zornigen Alten mit der Feuerzange auf die Straße rettete und nun draußen an dem Hause hinauf schimpfte. Immer mehr Frauen mit Kindern auf dem Arme traten aus den kleinen Häuschen, jedenfalls, um die Kleinen recht früh an derlei Auftritte zu gewöhnen. „Warte, feiner junger Herr! wir treffen uns wieder!“ rief jener noch und brach sich brummend Bahn durch die lachende Menge.

Der alte Hendriks lag noch immer in der Stube und stöhnte unverständliche Worte. Der arme Jüngling zitterte und weinte vor Schmerz und unterdrückter Wuth. Mietje, die gute, treue Mietje, suchte ihn zu trösten, obschon sie nicht weniger litt, wie der Jüngling. Endlich wurde er ruhiger, aber es war nicht die Ruhe des innern Friedens, sondern die eiskalte Ruhe dumpfer Resignation. Zum Ueberflusse kam nun auch noch die Hausfrau mit zornrothem Gesicht nach oben und ersuchte den Jüngling, sich so bald als möglich nach einer andern Wohnung umzusehen, denn ihr seliger Mann würde sich noch im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, welchen Scandal der betrunkene Vater und sein hitzköpfiger Sohn in

seinem Hause gemacht hätten, und wenn er die Menge Leute sähe, die in der Straße vor dem Hause stände. Sie wäre eine ordentliche Frau, aber solche Miethsleute brächten Schimpf und Schande über sie.

Mit einer eisigen Kälte und einer Stimme, wie sie Mietje nie von dem Jünglinge gehört hatte, antwortete dieser kurz: „Gut, morgen ziehen wir aus!" Essen konnte er nicht, länger im Hause bleiben auch nicht, denn es war ihm zu peinlich, seinen eigenen Vater in diesem Zustande vor sich liegen zu sehen. Er ging nach dem Comptoir. Als er aus dem Hause trat, hatten sich die müßigen Zuschauer nur zum Theil verlaufen und hie und da hörte er im Vorbeigehen: „Sieh, das ist das feine Söhnchen von dem alten Säufer! — Was sich der wohl einbildet? — Nun, auf so ein Prachtexemplar von Vater kann man sich doch wohl was einbilden! — Was der Junge nobel ist! Nun, nobel geht die Welt zu Grunde!"

Schweigend und mit gesenktem Blick schritt Albert durch die gaffende Menge. Das lieblose Urtheil that ihm wehe; er meinte es so gut mit allen Leuten, aber die Welt war gegen ihn so ungerecht und stieß ihn zurück, weil sein Vater ein verächtlicher Trunkenbold war.

Fürchterlich sah es in dem Gemüthe des jungen

Mannes aus. Allein Verzweiflung und Fluch über seinen Vater machten allmälig dem aufsteigenden Bilde der sterbenden Mutter Platz, welches mild versöhnend ihn tröstete.

Als sein Vater am andern Morgen aus seinem schweren Rausche erwachte, erzählte er ihm, was vorgefallen war und daß sie ausziehen müßten. Er machte ihm keine Vorwürfe, nein, denn es war doch immer sein Vater. Er bat ihn nur, von jetzt ab allein zu wohnen; er wolle ihm die Wohnung bezahlen und ihm die Hälfte seines Salairs geben, bis er selbst eine Stelle gefunden hätte.

Der alte Hendriks war damit zufrieden. Vielleicht schämte er sich vor seinem Sohne, vielleicht war er jedoch auch froh, nun mal wieder so ganz sein eigener Herr zu werden. Kurz, Vater und Sohn lebten von der Zeit an getrennt, Albert in seiner alten Wohnung, worin er durch Vermittlung der Näherin und auf deren Bitte blieb, und der Vater auf einer kleinen freundlichen Stube nicht sehr weit davon entfernt. Monatlich kam dieser, um bei seinem Sohne das Geld zu seinem Unterhalte abzuholen. Eine Stelle erhielt er natürlich nicht, da er sich immer mehr und mehr dem Trunke ergab.

Fast zwei Jahre lang war der Vater am ersten eines jeden Monats erschienen, um sein Geld zu

empfangen; oft kam er auch noch zwischen der Zeit. Daß Albert sich auf diese Weise sehr einschränken mußte, versteht sich von selbst. Comptoiristen und Studenten sind ja anständig gekleidete Bettler; um standesgemäß zu leben, wie sie müssen, haben sie meist zu wenig, und zum Verhungern zu viel. Albert that mehr als er konnnte. Wenn der Vater ihn dann und wann besuchte, sprach er ihm mit Liebe zu, doch von diesem wüsten Treiben abzulassen, und jener versprach ihm oft unter heißen Thränen, er wolle sich ändern. Kaum waren aber ein paar Tage verstrichen, dann vergaß er wieder die feierlichsten Versprechen und blieb so vor wie nach ein willenloser Sclave der Leidenschaft.

Seit zwei Monaten hatte Albert nichts mehr von seinem Vater gehört. Die Wohnung, welche sein Sohn ihm gemiethet hatte, hatte er verlassen, ohne etwas zu sagen, und war nicht zurückgekommen. Es fand sich sogar noch einiges Geld auf der Stube vor. Hieraus vermuthete Albert, daß er vielleicht zur Nachtzeit ins Wasser gefallen und ertrunken wäre. Er dachte an die breiten und tiefen Grachten, die ohne alle Einfassung an den Straßen sich hinziehen. Alle Nachforschungen blieben jedoch ohne Resultat. Albert betete für ihn wie für einen Verstorbenen; von Kindesbeinen an hatte er jeden Abend und jeden

Morgen auf den Knieen für seinen Vater gebetet, und dieser Segen einer frommen Mutter hatte ihn davor bewahrt, selbst unter den schwierigsten Umständen die kindliche Ehrfurcht außer Acht zu lassen.

Alle diese Erinnerungen schossen dem Jünglinge durch den Kopf, als er so allein auf dem Comptoir des Herrn Baumann schrieb und rechnete. Aber das Ende seines Nachdenkens war nicht eine traurige Verstimmung, nicht gleichgültige Resignation; er murrte nicht gegen die Vorsehung, die ihn auf so harten dornenvollen Wegen geführt hatte, sondern dankte dem Vater im Himmel, daß er ihn in ein Haus geführt hatte, wo man ihn achtete und liebte, und er sah muthig und frisch in die Zukunft.

Und wie er so allein da saß und schrieb und rechnete, traten heiße Thränen in seine Augen; er mußte die Feder niederlegen, denn seine Augen flimmerten und das Papier wurde naß.

So hat jeder Mensch Augenblicke in seinem Leben, die nicht mit Gold aufgewogen werden können, Augenblicke frommer Erhebung, stiller Rührung, seliger Zufriedenheit und kindlicher Dankbarkeit. Und gerade für denjenigen, dem die Güter dieser Erde versagt sind, sind solche Augenblicke am kostbarsten; sie sind wie Strahlen, die belebend und erhebend vom Himmel in das Dunkel des Lebens fallen.

Albert blickte mit feuchten Augen in das Licht über seinem Schreibpulte. Ein Kranz von bunten Strahlen umgab das Licht und mitten in dem Kranze leuchtete eine reizende jungfräuliche Gestalt. Das Kleid war weiß, die Haare blond, eine halb aufgesprungene Rose zierte die Brust. Lächelnd nickte sie dem Jünglinge und fragte flüsternd:

„Albert, wie gefalle ich Dir?"

„Du fragst noch, wie Du mir gefällst?" erwiderte der Jüngling halb träumend und sah der Gestalt treuherzig in die blauen Augen.

„Ich werde mich schon hüten, darnach zu fragen," erklang es plötzlich hinter ihm. „Die Antwort würde sicher nicht sehr schmeichelhaft ausfallen." Albert sah erschreckt hinter sich und erblickte Mietje mit einer Tasse Chocolade in der Hand.

„Bist Du es?" fragte Albert bestürzt, der im Verkehr mit seiner treuen mütterlichen Freundin nunmehr auch das vertrauliche „Du" gebrauchte.

„Ja, ich bringe Dir hier eine Tasse Chocolade, im Auftrage unseres Fräuleins."

„Im Auftrage von Fräulein Mina?"

„Ja wohl; sie sagte, daß sie es so gräßlich fände, hier die ganze Nacht auf dem Comptoire zu sitzen, und da Du keinen Wein tränkest, fragte sie mich, was Du sonst am liebsten hättest. Nun, da

habe ich denn aus der Schule geplaudert und bringe Dir hier Deinen Lieblingstrank."

„Mina ist ein gutes Kind!" erwiderte Albert ganz in Gedanken.

„Ja, sie ist gut, aber ganz besonders gut gegen Dich."

„Wie spät ist es schon, Mietje?" fragte Albert mit roth überlaufenem Gesicht, griff eins der dicken Comptoirbücher und blätterte eifrig darin herum, obschon er nichts darin zu suchen hatte.

„Halb zehn vorbei. Wenn Du ausgetrunken hast, brauchst Du nur zu klingeln. Aber sag' mal, Albert, bist Du nicht bange, daß heute Nacht etwas passiren könnte? Mir ist es so eigenthümlich schwer um's Herz."

„Aber Mietje, was sollte denn passiren? Denke doch an so etwas nicht, Du machst Dich nur selbst bange."

„Hör' mal, Mietje!" erklang plötzlich die scharfe Stimme der Küchenmagd in dem langen untern Gange. „Bist Du wieder mit Herrn Hendriks am Freien? Wenn Du dem die geringste Kleinigkeit bringen sollst, dauert es immer eine halbe Ewigkeit."

„Ja, ich komme!" rief Mietje und verließ lächelnd das Comptoir.

Albert arbeitete noch fast zwei Stunden auf dem

Comptoir, schob dann die Riegel vor die niedrigen Gitterfenster und hing die Schlößchen davor, rief dann den Mädchen in der Küche ein freundliches: „Gute Nacht!“ zu, drehte das Gaslicht sorgfältig aus, verschloß die Comptoirthür und legte sich auf das Sopha in der Vorstube, wo die sorgliche Hand Mietje's schon einige Decken bereit gelegt hatte. Nach einem kurzen Gebete war er bald fest eingeschlafen.

Als Albert die Küche verlassen hatte, plauderten die beiden Mädchen und die Näherin wenigstens noch eine Stunde lang mit einander, und wenn auch sonst alle möglichen und unmöglichen Dinge bei einem solchen Küchengeschwätz in buntester Abwechslung zur Abhandlung kommen, heute drehte sich das Gespräch immer und immer wieder um den „Kantoorklerk“ Albert Hendriks.

Die Küchenmagd lobte ihn, weil er immer so freundlich und gefällig sei und dabei immer gleich ruhig und sinnig bleibe.

Das Arbeitsmädchen tadelte gerade das ruhige, stille Wesen; das passe nicht für seine „Lebzeit“, wie der Holländer sagt; ein junger hübscher Mann müsse mehr mitmachen, immer lustig und fröhlich sein und müsse mit den Mädchen dann und wann mal Scherz und Spaß treiben, natürlich in allen Ehren, wie sie vorsorglich hinzusetzte. Sie hätte lieber gesehen, wenn



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Schnettler, der Sohn des Trunkenbolds.

er sie mal um das Kinn gestrichen oder ein wenig mit ihr geliebäugelt hätte, und das that er nie.

Das Küchenmädchen meinte nun auch, er sei wohl ein wenig zu ruhig und sie wüßte wohl, was dahinter stecke. Das junge Fräulein wäre nicht umsonst so freundlich und besorgt für ihn. Stille Wasser wären tief.

Das bestritt die Näherin nach besten Kräften. Nein, dann kännten sie Albert nicht; er sei viel zu anständig und vernünftig, um der Tochter seines Principals zum Danke für dessen Wohlthaten den Kopf zu verdrehen.

Die Küchenmagd, welche gern ihre Gespräche mit sprichwörtlichen Redensarten spickte, meinte jedoch, es sei noch nicht alle Tage Abend. Und nun zählte sie an den Fingern alle die kleinen Aufmerksamkeiten auf, welche das friedliche Zusammenleben von selbst mit sich bringt, und die Tasse Chocolade wurde natürlich nicht vergessen; aus Allem zog sie endlich den Schluß, daß Albert und das junge Fräulein übereins wüßten.

Mietje griff die Richtigkeit dieses Schlusses mit allen Waffen weiblicher Küchenlogik an, aber wenn sie glaubte, in dem ungleichen Kampfe gesiegt zu haben, fing die Debatte immer wieder von vorn an. Da sagte sie denn schließlich halb böse den beiden

Dienstmädchen gute Nacht und gab der Küchenmagd noch die Mahnung:

„Bettchen, sieh noch mal nach der Thür im untern Gange und lege doch die Riegel vor!"

„Das sind meine Sachen! Bekümmere Dich doch nicht um ungelegte Eier, die gelegten wollen wir schon selbst essen!" erklang die beißende Antwort der sprichwortliebenden Küchenmagd.

Mietje begab sich auf die kleine Schlafstube, welche man dem armen gebrechlichen Geschöpfe gern eingeräumt hatte, wenn sie im Hause nähte. Dann brauchte sie doch nicht durch Wind und Wetter des Morgens und Abends über die Straßen und an der spottsüchtigen Straßenjugend vorüber. Sie entkleidete sich, dankte Gott andächtig für alle Wohlthaten des Tages und betete für Alle, welche sie lieb hatte, ehe sie sich zur Ruhe begab. Albert wurde in ihrem Gebete nicht vergessen.

Lange lag sie da und konnte nicht einschlafen.

Es schlug zwölf Uhr auf dem Westerthurme; die anderen Thürme der Stadt fielen ein und es entstand das wirre Durcheinander von Stundenschlägen und Glockenspielen, das dem Fremden anfangs so wunderlich und oft unleidlich vorkömmt. Sie war von Kindesbeinen an daran gewöhnt, aber heute schlug der Westerthurm so schwer, so dumpf, so

dröhnend. Sie hörte, wie die beiden Mägde nach oben gingen; nach der Thür sah die eigensinnige Küchenmagd natürlich nicht, obschon es ihre Sache war. Sie versank endlich in jenen halbwachenden Zustand, wo die Seele schon ihre eigenen Wege geht und im Fluge der Phantasie Zeiten und Räume wunderbar überfliegt und verbindet, jedoch gegen die Einwirkungen der Außenwelt noch nicht ganz verschlossen ist. Sie glaubte noch immer die verdächtigenden Worte des Küchenmädchens zu hören und wollte Albert vertheidigen; sie stand am Sterbebette seiner Mutter und erschrak vor den beiden betrunkenen Männern; sie verfolgte den schlechten Freund des alten Hendriks, der vor ihr flüchtete wie vor einem bösen Geiste.

So verstrich eine lange Stunde und noch war die kleine Näherin nicht eingeschlafen. Es schlug ein Uhr. Plötzlich glaubte sie in dem untern Gange und vor der Thür ihres Stübchens leise Tritte und ein sonderbares Geräusch, als wenn Jemand längs der Wand voran schlich, deutlich zu vernehmen. Sie richtete sich im Bette auf und strich sich mit der Hand über das Gesicht; — nein, sie träumte nicht, das Geräusch war keine Einbildung. Es entfernte sich wieder. Ihr Stübchen befand sich in dem untern Gange zwischen der Küche und dem zum Comptoir

gehörigen kleinen Sprechzimmer des Kaufherrn. Sie hörte leises Klirren, als wenn man ein Bund Schlüssel berührte. Dann war wieder Alles still. Die Thür des Comptoirs knarrte. Wieder tödtliche Stille.

Die kleine Näherin war wie versteinert. Was sollte sie machen? Rufen? Das konnte nichts helfen, denn Albert schlief über dem vorderen Theile des Comptoirs und hatte einen gesunden Schlaf, und die beiden Mädchen lagen oben im vierten Stock. Und hätten sie die Diebe nicht ermordet, wenn sie rief? Doch ihre Unschlüssigkeit dauerte nur einen Augenblick. Sie sprang leise aus dem Bette, warf sich einige Kleider über und horchte mit eingehaltenem Athem an der Thür ihres Stübchens.

„Laß mich hier nur ruhig gewähren!“ flüsterte eine undeutliche Stimme. Mietje hatte die Stimme schon mehr gehört, aber wo, darauf konnte sie sich nicht besinnen.

„Sieh mal aus der Thür, ob keine Gefahr im Anzuge ist.“

Deutliche Tritte ließen sich im Gange vernehmen; die untere Hausthür knarrte und wurde nach einigen Secunden in's Schloß geworfen. Die schleichenden Schritte näherten sich wieder dem Comptoir.

„Was hast Du da gemacht? Wir müssen uns

doch den Ausweg frei halten," erwiderte die erste Stimme leise.

„Die Nachtwache muß gleich kommen und die würde Unrath merken, wenn die Thür offen steht," erwiderte die andere Stimme eben so leise.

Wie ein Blitz fuhr der Näherin der Gedanke durch die Seele, an die Thür zu schleichen und die Wache anzurufen. Sie öffnete so leise als möglich die Thür ihres Stübchens; der Gang war frei. Auf den Zehen schlich sie bis an die Hausthür, aber es kam keine Wache.

Eben so leise schlich die kleine Person zurück, nachdem sie sich vergeblich die Gracht auf und ab nach einem lebenden Wesen umgesehen hatte, das Hülfe bringen könnte. Die Thür des Comptoirs stand halb offen; ein Lichtstrahl fiel durch die Spalte. Sie blickte hindurch; ein Mann ward damit beschäftigt, das Pult des Herrn Baumann offen zu brechen. Der andere Mann leuchtete ihm dabei mit einer kleinen Diebslaterne. Sie sah den Dieben auf den Rücken. Plötzlich zog sie mit großer Geistesgegenwart die Thür des Comptoirs in's Schloß, schob die zwei kleinen Schiebschlößchen daran fest und drehte einen Schlüssel herum, der im Schlosse steckte. Darauf eilte sie zur Hausthür, welche noch immer offen stand, warf auch diese in's Schloß, und so waren

die Diebe, weil das Sprechzimmer hinter dem Comptoir nur eine Thür nach dem Comptoir zu hatte, auf dem letztern eingeschlossen. Darauf wollte Mietje oben in's Haus eilen und Hülfe herbei holen, fiel aber plötzlich ohnmächtig und betäubt im untern Gange zu Boden.

5.

Gebrandmarkt.

Das Hochzeitsfest, zu dem Herr Baumann mit seiner Familie eingeladen war, nahm ein trauriges und frühes Ende. Die Mutter der Braut war unpäßlich und nicht erschienen. Gegen ein Uhr wurde plötzlich die Nachricht überbracht, daß sie sehr krank geworden sei, und dadurch verstummte die laute Freude des fröhlichen Festes.

Kurz darauf verschwanden die Gäste nach einander, und schon um halb zwei Uhr, also für Amsterdam sehr früh, suchte die lebensfrohe Mina Hut und Mantille, um nach Hause zurückzukehren, ohne daß es überhaupt mal zum Tanzen gekommen war.

So stand Herr Baumann schon vor zwei Uhr vor seiner Wohnung, mit dem großen Hausschlüssel bewaffnet, um die untere Thüre offen zu schließen.

Er drehte und probirte, aber der Schlüssel bewegte sich nicht im mindesten.

„Alle Wetter!“ rief er ärgerlich, „was haben sie doch an dem verfluchten Schlosse gemacht? Ich kann wahrhaftig die Thüre nicht offen bekommen.“

„Soll ich Ihnen helfen, Herr Baumann?“ fragte der Kutscher, der noch immer steif auf dem hohen Kutschersitze saß und wartete, bis die Thür offen war und er der Frau und Tochter, natürlich gegen ein anständiges Trinkgeld, aus dem Wagen helfen konnte.

„Gut, probirt es nur! Eure Hände sind vielleicht kräftiger als die meinigen. Wenn Ihr aber auch nicht damit fertig werdet, wollen wir beide hier unten und oben*) so lange klingeln, bis sie uns offen machen.“

---

*) Die ältern Häuser in Amsterdam sind hoch und schmal und kehren meist den Giebel mit Bildwerk der Straße zu. Sie haben meist zwei Eingänge über einander, eine Thür unter der Treppe, welche durch den untern Gang an dem „Kantoor“ vorbei zur Küche führt; dieser Eingang dient für die gewöhnliche Passage. Der andere Eingang führt die hohe Treppe hinauf in den obern, prachtvollen, mit Marmor ausgelegten Gang, an dessen einer Seite die Mauer des Nachbarhauses und an der andern Seite die wenig benutzten prachtvollen Räume der voorkamer und zykamer sich befinden. Die Front hat meist nur zwei Fenster. Die meisten Häuser sind sechs, sieben Stock hoch, haben einen Lichthof (binnenplaats) und ein niedriges Hinterhaus (achterhuis).

Der Kutscher stieg hinunter und dachte, der Herr Baumann hätte in Folge des guten Weines wohl nicht alle Lebensgeister so recht bei einander. Aber auch er drehte und drückte und fluchte lange Zeit, ehe die Thür wirklich offen ging.

Sie traten ein, Herr Baumann voran. „Mein Gott, was ist das?“ rief er plötzlich bestürzt. „Es liegt Jemand mitten im Gange.“

Alle erschraken heftig. Herr Baumann brannte rasch ein Zündhölzchen an und bei dem schwachen Scheine desselben entdeckte man Mietje, die bewußtlos im Gange vor der Comptoirthür lag.

Mina nahm ihr Flaçon und wusch ihr Stirn und Schläfe mit kölnischem Wasser, während Victor Licht aus der Küche holte. Das arme Geschöpf kam bald wieder zu sich und blickte ganz erschrocken in die Runde. Als sie sah, wer die Leute um sie waren, weinte sie vor Freude. Der Kutscher stieg schläfrig wieder auf seinen hohen Sitz, knallte auf sein Pferd und trabte nach Hause.

Mietje erzählte nun rasch den erstaunten Zuhörern, was sie gehört, gesehen und gethan hatte. Herr Baumann kam ganz in Verwirrung; es war auch nichts Geringes, aus der frohen Laune des Festes plötzlich in diese unheimliche, ja gefährliche Lage versetzt zu werden. Die beiden Damen zitterten

vor Angst, als sie vernahmen, daß zwei Diebe mit weiß Gott was für Mordinstrumenten auf dem Comptoir eingeschlossen waren. Der Bruder Mina's sprang rasch nach oben und weckte Albert, der bleich wie Kalk an der Wand und ärgerlich, daß er zur Zeit der Gefahr geschlafen hatte, herunter kam. Er entschuldigte sich demüthig, daß er nicht auf dem Comptoir geblieben war, aber sein Prinzipal machte ihm keine Vorwürfe, da er selbst ihm angerathen hatte, sich auf dem Sopha in der Vorstube einige Ruhe zu gönnen. Auch die beiden Mädchen waren wach geworden und nach unten gekommen, und so standen Alle unschlüssig vor der Thür des Comptoirs. Endlich sagte der Kaufherr zu seinem Sohne:

„Victor, am besten läufst Du rasch nach der Polizei, damit diese die Diebe hier festnimmt. Ich und Albert Hendriks wollen so lange hier Wache halten."

„O Gott! Mein Sohn!" erklang plötzlich ein herzzerreißender Schrei auf dem Comptoire.

Albert und die kleine Näherin fuhren zusammen, als wenn sie eine Natter gestochen hätte. Ja, jetzt kannte die Näherin die Stimme wieder, aber jetzt war es zu spät. Sie brach in heftiges Weinen aus. Albert wankte, preßte die Lippen im Uebermaße seines Schmerzes heftig auf einander und mußte

sich gegen die Wand lehnen, um nicht vernichtet zu Boden zu sinken. Doch er ermannte sich, schob rasch die Schieber vor der Thür fort, drehte den Schlüssel um, flog auf das Comptoir und kam sofort wieder heraus, indem er einen Mann am Arme voran zog.

„Herr Baumann, dieser Mann ist mein Vater!"

Diese Worte sprach der unglückliche Sohn des Trunkenbolds in einem Tone, der alle Zuschauer mit Mitleid erfüllte. In diesen wenigen Worten lag die ganze Geschichte seines traurigen Lebens.

Ja, es war sein Vater. Der elende Trunkenbold war immer tiefer in den Pfuhl der Sünde und des Lasters gesunken. Der betäubende Trank war ihm immer unentbehrlicher geworden, je mehr ihn die Gewissensbisse quälten; er war ein willenloser Sclave des Genevers und ein willenloses Werkzeug in den Händen seines schlechten Freundes. Dieser, früher ein tüchtiger Lithograph, hatte einen ganz zweifelhaften Bankerott gemacht, war darauf wegen seines unordentlichen Lebens von allen Druckern und Lithographen der Stadt der Reihe nach fortgejagt, aber endlich untauglich für sein Fach geworden, weil er in Folge seines Trinkens das Zittern in die Hände bekommen, hatte darauf grobe Handarbeit verrichten müssen dafür, alles Mögliche versucht, und war endlich ein herumstreichender Vagabund ohne Obdach und ohne

Arbeit geworden, der sich wie eine Klette an besser gestellte Leute seines Gelichters anklammerte und ihnen auf der Tasche lag.

Der elende Mensch kam langsam hinter Albert's Vater zum Vorschein. Ein teuflisches Lächeln schwebte über sein Schurkengesicht. Er hatte Albert ja gesagt, sie würden sich noch mal wieder treffen, als ihn dieser von der Treppe warf. Jetzt hatte er ihn dafür bezahlt, denn der unglückliche Jüngling war für immer gebrandmarkt.

„Laßt mich nach der Polizei gehen!" rief Albert fast außer sich vor unaussprechlichem Schmerze. „Sorgt, daß die Diebe nicht entwischen!"

„Albert, mein Sohn! Gnade!" rief der entnervte Trunkenbold. „Denke an Deine sterbende Mutter . . . .!"

Bei diesen Worten des Mannes, der dem Jünglinge am nächsten stand auf der Welt und der ihm mehr Leid angethan hatte, wie alle Menschen auf der Welt, fuhr er wild auf, griff ihn am Arme und zerrte ihn fort. Doch plötzlich ließ er ihn wieder los und rief unter heftigem Schluchzen: „Ja, Mutter, ja! Ich will mein Wort halten, wenn mir das Herz auch bricht!"

Und zu seinem Prinzipal und dessen Familie gewendet sprach er mit bebender Stimme:

„Mein Wohlthäter! Ich habe Ihnen nie gesagt, wer der Mann war, dessen Namen ich trage. Sie waren edel genug, mich nie darnach zu fragen. Jetzt wissen Sie Alles, Alles! Wenn ich Ihnen treu und redlich gedient habe, wie es meine Pflicht war, wenn Sie mich nicht noch unglücklicher machen wollen, als ich bin, dann lassen Sie diesen Mann, meinen Vater, straflos ausgehen und überliefern ihn nicht dem Richter. Mein Beschluß ist gefaßt; ich kann nach dieser gräßlichen Entdeckung nicht mehr in der Stadt, in dem Lande, in dem Welttheile leben, wo dieser Mann wohnt. Ich will weit, weit fort, wo mich Niemand kennt. Lassen Sie ihn gehen, Herr Baumann! meiner guten Mutter willen, die er vor der Zeit in's Grab gebracht hat; lassen Sie ihn des Sohnes willen gehen, den er namenlos elend und unglücklich gemacht hat; lassen Sie ihn gehen, damit der ehrliche Name meiner Mutter nicht noch im Grabe geschändet werde, damit mein eigener Name nicht noch einmal in den Verzeichnissen der Zuchthäuser prange. Ich bitte und flehe um Gnade für ihn!"

„Geht nur, Ihr ehrlosen Schufte!" sprach der gute Prinzipal tief gerührt.

Der elende Trunkenbold eilte fort, als ob die Polizei hinter ihm wäre.

„Das läuft ja gut ab!“ lachte sein elender Verführer und wollte ihm folgen.

„Halt!“ rief plötzlich Mietje und hielt ihn am Arme fest. Der Feigling zitterte wie Espenlaub, als ihn die Näherin berührte.

„Erst mal die Taschen visitirt, und Sie Herr Baumann! sehen nach, was Ihnen gestohlen ist!“ commandirte sie.

Der Schurke gehorchte mit Widerstreben und bald kamen denn eine Menge Banknoten und mehrere Geldrollen aus den verschiedenen Taschen zum Vorschein. Der alte Hendriks hatte unaufgefordert seine Taschen gewendet, ohne daß sich jedoch Werthpapiere oder Geld bei ihm fanden. Sein Begleiter hatte in treuer Freundschaft Alles für sich genommen.

„Woher kommt der neue Schlüssel hier in der Comptoirthüre?“ fragte Herr Baumann verwundert.

„Den habe ich mir machen lassen,“ antwortete der freche Schuft. „Der feine Herr da,“ fuhr er auf Albert zeigend fort, „hatte mal zufällig den Schlüssel des Comptoirs mitgenommen; ich sah ihn bei seinem Vater liegen, holte unter einem Vorwande heimlich Wachs und nahm mir zwei genaue Abdrücke. Man kann ja nicht wissen, wozu so etwas gut sein kann. Mein Freund wußte das nicht, und hat auch bis so eben nicht gewußt, wo wir einbrächen. Als

mich das Herrchen da von der Treppe warf, war mein Plan fertig. Ich ließ den Schlüssel machen und nahm den Vater nur aus Politik mit; er ist noch zu dumm für's Geschäft. Wurden wir abgefaßt, so war der feine Herr blamirt und wir kamen vielleicht noch frei; glückte es, so fiel der Verdacht auf ihn, da er augenblicklich der einzige Fremde auf dem Comptoir ist. Nun wissen Sie Alles; Sie sind ein Mann von Wort, Herr Baumann, und müssen nicht böse darüber werden. Den Schlüssel und das Bund mit Dietrichen will ich Ihnen schenken. Aber man soll mich doch nicht umsonst die Treppe hinunter werfen!"

Die kleine Näherin wurde bei dieser unverschämten Frechheit des raffinirten Schurken abwechselnd bleich und roth.

„Mensch!" rief sie. „Das ist zu arg; jetzt ist daß Maaß voll. Ihr habt mir einmal einen falschen Kassenschein als Bezahlung gegeben für eine kleine Summe, die ich Euch geliehen hatte. Ihr hattet ihn selbst angefertigt. Ich entdeckte es, habe jedoch auf Bitten Eurer guten Schwester, meiner einzigen geliebten Jugendfreundin, von der Sache keine Anzeige gemacht. Ihr habt mir jedoch im Beisein von zwei noch lebenden Zeugen eine Erklärung schreiben müssen, worin Ihr die Fälschung eingestandet. Ich dachte Euch

dadurch vom Wege der Sünde zu retten, aber es hat nichts geholfen. Als Ihr den Vater dieses unglücklichen Jünglings verführtet, wieder den kaum verlassenen Weg zu betreten, wollte ich von dem Document Gebrauch machen, aber das Andenken Eurer guten Schwester, die Ihr unter die Erde geärgert habt, hielt mich immer zurück. Jetzt hört alle Gnade auf; morgen reiche ich die Anklage ein."

„Gnade, Gnade!" flehte der freche Bösewicht.

„Flieht aus dem Lande, wenn Ihr könnt; es bleibt dabei, was ich gesagt habe."

Als alles weitere Bitten und selbst täuschend erheuchelte Reuethränen nichts helfen wollten, schlich der Elende, ärgerlich über seine voreilige triumphirende Frechheit, aus dem Hause.

Als die Polizei später auf die Anzeige der Näherin hin Nachforschungen anstellte, war er spurlos verschwunden.

Albert erschien nicht wieder auf dem Comptoire; in einem langen Briefe legte er seinem Wohlthäter offen seine traurigen Lebenserfahrungen an den Tag. Die ganze Familie hatte das innigste Mitleid mit dem Jünglinge. Auch die herzlichen Trostworte Mietje's konnten das zerrissene Gemüth des Jünglings nicht wieder zur Ruhe bringen.

Einige Tage nachher nahm er Abschied von

seinem Prinzipal, und seine rührenden Dankesworte schnitten Allen durch die Seele. Wie gern er den tüchtigen jungen Mann auch zurückgehalten hätte, so begriff er doch sehr gut, daß es für denselben unmöglich war, nach den Vorfällen jener fürchterlichen Nacht länger zu bleiben. Albert hatte Allen auf das herzlichste Lebewohl gesagt, natürlich seiner mütterlichen Beschützerin nicht zuletzt; nur Eine hatte er nicht gesehen, Mina, die Tochter des Hauses, und das that dem armen Jünglinge wehe.

Es wollte gehen. Die kleine Näherin brachte ihn bis an die Thür.

„Wohin gehst Du, Albert?" fragte sie schluchzend.

„Das weiß der liebe Gott!" antwortete er.

„Schreibst Du mir?"

„Gewiß, recht bald und oft."

„Schreiben Sie uns?" fragte zitternd eine sanfte Stimme hinter der kleinen Näherin. Es war Mina.

„Ja, Mina, ja!" erklang die Antwort. Das Mädchen reichte dem unglücklichen Sohne des Trunkenbolds und Diebes die Hand zum Abschiede. Der Jüngling drückte die kleine Hand innig und sah dem schönen Mädchen in die treuen blauen Augen; zwei große Thränen erglänzten darin; entzückt drückte er einen Kuß auf die Hand und eilte fort. An der

Ecke der Wolfsstraße sah er sich nochmals um; die Näherin winkte mit beiden Händen und ein blonder Lockenkopf nickte ihm herzlichen Abschied.

Ein glänzender Hoffnungsstern war auf dem dunkeln Lebenspfade des Jünglings aufgegangen.

Die Küchenmagd hatte natürlich hinten im Gange an der Küchenthür gelauert und sagte, als sie wieder in die Küche kam, triumphirend zu dem Arbeitsmädchen: „Ob ich nicht Recht hatte! Der Sohn des versoffenen Diebes und unser Fräulein wissen übereins. Pfui! Es ist Sünde und Schande!"

6.

Zehn Jahre später.

In einem der schönsten Häuser auf der Norderstraße zu Amsterdam saßen etwa zehn Jahre später zwei Frauen beinahe jeden Tag vor den halb verhängten großen Schiebfenstern und beschäftigten sich mit allerlei weiblichen Handarbeiten.

Die eine war eine stattliche ältere Dame und trug ein einfaches dunkles Kleid und eine hagelweiße einfache Mütze mit echter Spitze. Die andere war ein bildschönes Mädchen, das jedoch so ganz jung nicht mehr sein konnte, wie man aus dem Ernste auf seinem Gesichte und dem ruhigen Wesen schließen konnte. Den schönen Kopf umwallten herrliche blonde Locken, welche oftmals die Vorübergehenden hinderten, das Gesicht zu sehen, weil sie durch die gebogene Haltung der Dame an den Wangen von Milch und

Blut niederglitten und so gleichsam zum natürlichen Schleier dienten.

Die beiden Damen sind, was der Leser jedoch wahrscheinlich schon gerathen hat, Frau Baumann und ihre Tochter.

Es ist ein hübscher Frühlingsmorgen. Selbst in den Straßen der großen Handelsstadt verkündet der Lenz seinen Einzug. Die Knospen der Linden auf den Grachten schwellen; einzelne sind schon aufgebrochen und zeigen dem Auge des Städters das erste noch mit Weiß umhauchte Grün. Der blaue Himmel spiegelt sich in dem dunkeln Wasser der Grachten; Seeschwalben und Möven schwirren unermüdlich über denselben auf und ab. Ab und zu eilt auch ein Sohn Abrahams fortwährend schreiend von Straße zu Straße; er hat den ganzen Blumenflor Haarlems, Hyacinthen und Tulpen, Aurikeln und Nelken, in schönster Farbenpracht und mit würzhaftem Wohlgeruche auf dem zweirädrigen Schiebkarren vor sich; er war am Sonntag in Haarlem, natürlich mit der Trekschuit, weil das am billigsten ist, und hat dort den Blumisten, die nur aus den Blumenzwiebeln Capital schlagen, die abgeschnittenen Blüthen für eine Kleinigkeit, vielleicht für nichts abgebettelt; mit unterthänigster Eleganz präsentirt er seine Waare, in zierliche Sträuße vereinigt, den

Vorübergehenden und den Damen vor den Fenstern für einige Cente und ruft dabei unaufhörlich in allen Variationen: „Mooie ruikers! Mooie bloemen!“*) So macht das Kind Israels den Frühling zu Gelde.

Unsere Damen aber achten kaum auf den unermüdlichen Schreier; sie sind so eifrig mit verschiedenen weiblichen Handarbeiten beschäftigt, daß sie nicht einmal ein Wort mit einander sprechen. Auch haben sie eine solche Erinnerung an den neu erwachten Frühling nicht nöthig, denn Hyacinthen, Tulpen und Nelken gedeihen unter Mina's pflegender Sorge eben so schön und üppig, wie bei den berühmtesten Blumisten in Haarlem. Der Jude sieht die Blumentöpfe mit ihrem Flor vor den Fenstern, murmelt ein paar unschädliche Verwünschungen und geht weiter.

---

*) „Schöne Sträuße (eigentlich Riecher)! Schöne Blumen!“ — Die wandernden Straßenverkäufer in Amsterdam sind meist Juden, und da dieselben unermüdlich ihre Waaren in allen möglichen und unmöglichen Tonarten zum Verkaufe ausschreien, herrscht auf den Straßen fortwährend ein betäubender Lärm, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Alles, was nur irgendwie Thieren und Menschen zur Nahrung oder zum Gebrauche dient, wird alt und neu öffentlich ausgeboten; dazwischen das Rasseln der Kutschen, das Pfeifen ungeschmierter Schubkarren, das Krachen der Frachtwagen, das Geschrei der Gassenbuben, das Kettengerassel der Zugbrücken, wodurch ein ohrzerreißender Höllenlärm entsteht.

Es wird geschellt.

Die junge Dame schiebt die schneeweiße Gardine ein wenig zur Seite, um durch die Fensterscheiben nach dem Ankömmling zu sehen. Ein zufriedenes Lächeln fliegt über ihr schönes Gesicht. Sie wirft ungesäumt ihre Arbeit auf den Tisch, eilt in den Gang und öffnet rasch die Thür.

„Ei, Mietje! Kommen Sie mal? Nun, das freut mich. Kommen Sie nur gleich mit herein! Mama sitzt auch vorn und wird sich nicht weniger freuen."

Mit diesen freundlichen Worten wurde unsere alte Freundin, die kleine Näherin, welche in der Zwischenzeit nur noch kleiner und buckliger und häßlicher geworden war, hereingelassen und nach der Vorstube begleitet.

Nach freundlichem Gruß und Gegengruß ließ sich Mietje auf einen Lehnstuhl nieder, um abwechselnd mit Frau Baumann über zunehmendes Alter und abnehmende Gesundheit auf beiden Seiten zu klagen. „Nur ein frohes Ereigniß möchte ich noch erleben," schloß Mietje, „und dann gerne sterben."

Frau Baumann und ihre Tochter blickten die Näherin überrascht an.

„Nun," fuhr die Kleine mit freundlichem Lächeln fort, ohne auf die fragenden Blicke zu achten, „ich

kann Ihnen heute eine große Neuigkeit mittheilen, Fräulein Mina! Ich habe einen Brief für Sie."

„Einen Brief für mich?" Mina wurde abwechselnd feuerroth und todtenbleich.

Die alte Dame sah verwundert und erstaunt über ihre Brille. „Von wem?" fragte sie.

„Von Herrn Albert Hendriks aus Batavia auf Java."

„Von Albert Hendriks an meine Tochter? Das ist doch merkwürdig. Er schrieb wohl mal an meinen seligen Mann und später an mich und meinen Sohn. Und jetzt ein Brief an Mina selbst?"

„Hier ist der Brief. Herr Hendriks hatte diesen Brief in einen Brief an mich eingeschlossen und mich gebeten, denselben ihrer Fräulein Tochter in Ihrer Gegenwart zu übergeben."

„So, so!"

Unterdessen hatte Mina den Brief mit zitternder Hand geöffnet. Sie schien den Brief nur mit Mühe lesen zu können, so lange dauerte es. Je weiter sie las, desto verlegener wurde sie, und schließlich traten ein paar große Thränen in ihre Augen, welche sie vergeblich hatte zurückhalten wollen.

Die kleine Näherin erhob sich.

„Ich habe meinen Auftrag besorgt; nun will

ich wieder mein Stübchen aufsuchen," sagte sie und wollte das Zimmer verlassen.

„Bleiben Sie hier, Mietje, ich bitte Sie, bleiben Sie hier!" bat die Tochter. „Sie sind so brav und gut und verdienen so sehr unser Vertrauen, daß ich mich nicht schäme, in Ihrer Gegenwart meiner Mutter zu sagen, was dieser Brief enthält."

„Ach, Fräulein Mina! ich will lieber gehen! Ich begreife . . . ."

„Sie begreifen, was dieser Brief enthält, und das ist um so mehr ein Grund, mich jetzt nicht allein zu lassen. Setzen Sie sich wieder, Mietje! Ich weiß, daß Sie sich über mein Glück freuen, und gewiß, dieser Brief macht mich glücklich."

Der alten Dame wurde Alles je länger desto wunderlicher und unbegreiflicher. Auf einmal warf sich ihre Tochter ihr zu Füßen und sprach unter einem Strome von Thränen:

„Mutter, vergib mir, daß ich so lange geschwiegen und Heimlichkeiten vor Dir gehabt habe, aber ich konnte nicht anders. Ich habe seit langen Jahren durch Mietje heimlich Briefe von Albert Hendriks erhalten. Von dem Augenblicke an, wo er ohne seine Schuld gebrandmarkt unser Haus verließ, dauerte mich der unglückliche Jüngling; ich fühlte inniges Mitleid, noch mehr, ich fühlte Liebe zu ihm.

Und als er mir etwa zwei Jahre nach der schrecklichen Nacht schrieb, daß er zum Offizier ernannt sei und hoffe, nochmals wieder in Ehren nach seinem Vaterlande zurückkehren zu können, da glühte mein Herz vor inniger Freude und seliger Hoffnung. Ich schrieb ihm zurück; es war mir ein Trost, an ihn zu schreiben; ich feuerte ihn an, muthig auszuharren in treuer Pflichterfüllung und wackerm Streben. Jetzt sind zehn Jahre nach seiner Abreise vergangen. Er ist Major und Ritter des Wilhelmsordens. Er hat in Indien Ruhm und Gold erworben und sein Name ist geehrt und angesehen. Ich habe gewartet und gehofft, Mutter, weil ich ihn feurig liebte und von seiner Treue überzeugt war. Vergib mir, Mutter, daß ich Dir nicht eher Alles offenbarte, aber ich konnte es nicht; vielleicht hätte ich von Victor oder auch von Dir verletzende Worte über meinen Geliebten hören müssen, und das hätte ich nicht ausgehalten. Jetzt fragt er mich, ob ich ganz die Seinige werden wolle. Hier, Mutter! lies! lies selbst! In wenigen Wochen kann er schon hier sein. Was darf ich ihm antworten?"

Frau Baumann, welcher der Herzenserguß ihrer Tochter viel zu lange gedauert hatte, sah diese mit einem ernsten, bestrafenden Blicke an und antwortete kurz:

„Steh' auf, Mina! und sei ruhig! Wir wollen darüber mit Victor sprechen."

Mina stand auf und kehrte ganz trostlos und getäuscht durch den eiskalten Ton ihrer Mutter nach ihrem Stuhle zurück. Sie nahm ihre Arbeit wieder auf, aber eine Thräne nach der andern perlte aus ihren Augen auf die schönen Blumen, welche ihre kleine Hand künstlich hervorzauberte.

Frau Baumann sprach hierauf mit Mietje über das schöne Wetter, über verschiedene traurige Sterbefälle, über das Fallissement eines bedeutenden Hauses, über eine gute Partie, welche ihre Nachbarstochter machte, und Mietje begriff sehr bald, daß es Zeit für sie war, freundlichst Abschied zu nehmen. Sie kehrte langsam nach ihrer kleinen Stube zurück und fiel, dort angekommen, müde und keuchend auf einen Stuhl nieder.

Sie weinte. Sie weinte lange um den braven Albert, der zehn Jahre lang redlich gekämpft und gerungen hatte und der nun noch wegen der Uebelthaten seines Vaters Schwierigkeiten und Hindernisse finden mußte, welche um so schwerer zu überwinden waren, weil Frau Baumann ganz im Dünkel der reichen Handels-Aristokratie erzogen war und mit wahrer Aengstlichkeit auf gute Familienverbindungen hielt.

Wir wollen die gute Seele dem wohlthätigen Thränenstrome überlassen und den Leser unterdessen flüchtig mit den Ereignissen bekannt machen, welche in den zehn Jahren vorgefallen sind.

Albert hatte sich in Harderwyk bei den Colonial-Truppen für Ostindien anwerben lassen, um dort unter der glühenden Sonne des Aequators die holländischen Niederlassungen auf Java, Sumatra, Borneo und Celebes gegen die immerwährenden Angriffe der Eingebornen und Fremden zu schützen.

Jeder, der Holland einigermaßen kennt, weiß auch, daß der Name „Harderwyker“ für einen Jüngling eben kein Ehrentitel ist. Die größere Anzahl derer, die sich nämlich in Harderwyk für Indien annehmen lassen, besteht aus verlorenen Existenzen, aus Leuten, welche zu träge oder zu unfähig sind, die Anforderungen, welche die Gesellschaft an sie stellt, zu erfüllen, aus heruntergekommenen Taugenichtsen, die schon mit allen Hunden gehetzt sind, oder aus verwegenen Abenteurern, welche das Glück kühn auf die Probe stellen. Aber es wäre Unrecht, alle mit gleicher Elle zu messen; es befindet sich unter ihnen mancher Jüngling, der durch unglückliche Umstände außer Stand gesetzt wird, im Vaterlande die Stellung einzunehmen, welche für seine Kenntnisse und Fähigkeiten paßt; mancher Sohn angesehener

Familien, welche beim launigen Wechsel des Handelsglückes oder auf andere Weise ihr Vermögen eingebüßt haben, und der nun lieber muthig das Glück von Neuem erringen, als unter seinen Stand hinabsteigen will; mancher tüchtige Kopf endlich aus den untern Ständen, der Muth und Kraft in sich fühlt, den eisernen Ring beengender Verhältnisse und kleinlicher Abgeschlossenheit zu durchbrechen, aus dem er im Vaterlande nie heraus kommen würde. Zu dieser guten Sorte von „Harderwykern“ gehörte Albert, obgleich die meisten seiner Mitangeworbenen die Anwerbung als letztes Rettungsmittel gegen völlige Armuth, wo nicht gegen Schande, betrachten mußten.

Sein Leben in Indien während der zehn Jahre war eine Kette von Leiden und Entbehrungen, von Anstrengungen und Kämpfen; bittere Täuschungen traten hinzu, denn nicht Jeder geht mit reinen Absichten nach Indien und nicht Jeder, der steinreich zurückkehrt, kehrt auch mit reinen Händen und reinem Gewissen zurück.

Er hatte ein Ziel vor sich, das selten Jemand ohne Empfehlung und Fürsprache einflußreicher Personen erreicht. Er war bei Allen und mit Allem ganz unbekannt. Als er das Vaterland verließ, war kein einziger Verwandter am Strande, der ihm die Hand zum Abschiede reichte. Nur durch eigene

Thatkraft konnte er mit Gottes Hülfe vorwärts kommen.

Und Gott half ihm. Den praktischen Dienst hatte er bald gelernt. Obgleich das holländische Exerciren einen mehr gemüthlichen Anstrich hat, so wäre es ihm doch sicher schwer geworden, von Leuten, die an Bildung und Kenntnissen tief unter ihm standen, Grobheiten und oft sogar Rohheiten ertragen zu müssen, wenn er nicht von seinem eigenen Vater schon als Kind die größten Mißhandlungen erduldet hätte. So war er an Leiden und Schweigen gewöhnt. Da ihm das wüste Treiben der meisten Mitrekruten nicht behagte, welche, wo sie konnten, dem Genever fröhnten, so hatte er um so mehr Veranlassung, seine freie Zeit ganz dem Studium zu widmen. Anfangs hielt man ihn für einen Sonderling, zumal als er sich hartnäckig weigerte, irgend ein geistiges Getränk an die Lippen zu nehmen. In kurzer Zeit hatte er sich die militärischen, geographischen, historischen und sprachlichen Kenntnisse angeeignet, welche von einem Offizier der Colonial-Truppen gefordert werden, und nach Jahresfrist hatte er das Offizierspatent in der Tasche.

Die rasche Beförderung zog die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn. Man beobachtete den stillen jungen Mann, lernte ihn kennen und gewann

ihn lieb. Zuletzt wurde er sogar mit dem Generalgouverneur näher bekannt.

Man stellte ihn oft an die Spitze kleiner Expeditionen in das unbekannte Innere der Inseln. Er war muthig und bedächtig, und so waren seine Züge fast immer mit glücklichem Erfolge gekrönt. Er schlug mehrere kleine Aufstände zu Boden, wußte alle feindlichen Ueberfälle auszuspüren und zu vereiteln, und wurde nach einer schweren Verwundung, die er bei der glücklichen Rettung eines Colonialwaaren-Transportes erhielt, Ritter des Wilhelms-Ordens. Er war zehn Jahre nach seiner Abreise schon Major, wie wir bereits aus Mina's Munde vernommen haben.

Die reizende Gestalt, welche er an jenem Abende träumend vor sich schweben sah, war sein Schutzengel geworden. Im Kampfe, auf dem Krankenbette, bei allen Entbehrungen und Mühen stand die gutherzige, fröhliche Mina vor ihm und mahnte ihn, muthig auszuharren. Der Abschied an jenem Abende, der traurige Blick, der weiche Ton der Stimme, die Freundlichkeit, mit der sie ihm, dem Sohne eines Diebes, die Hand reichte, das Alles hatte wie ein Blitz in seinem Herzen gezündet. Er fühlte, er hatte das Mädchen lieb und er hoffte.

Etwa ein Jahr nach seiner Abreise erhielt Mietje einen Brief aus Indien. Er schüttete ihr

sein ganzes Herz in dem Briefe aus. Vor ihr hatte er kein Geheimniß. Kurz darauf antwortete sie ihm. Sie berichtete ihm, daß sein Vater spurlos verschwunden war. Sie wußte nicht, wohin er sich begeben hatte; in Amsterdam hatte sie nichts mehr von ihm gesehen oder gehört. Der größte Theil ihres Briefes handelte über Mina, und all' die Kleinigkeiten und unbedeutenden Gespräche, welche die scharfe Beobachterin ihm haarklein erzählte, erregten in dem Soldaten die frohe Ueberzeugung, daß ihm das Mädchen trotz seiner Abkunft nicht abgeneigt war. So war die kleine Näherin, ohne das jedoch gerade zu wollen, die Vermittlerin zweier Herzen, die sich suchten, aber ohne ihre Hülfe sich wohl nie gefunden hätten.

Da begann ein neues Leben für den Sohn des Trunkenbolds. Er hatte jetzt ein leuchtendes Ziel vor sich, dem er mit allen Kräften nachstrebte; er wollte sich in Indien mit allen ehrlichen Mitteln emporarbeiten und, wenn ihn das gelbe Fieber nicht vor der Zeit hinwegraffte, geehrt und bemittelt in das Vaterland zurückkehren, wo ihm dann der gute Herr Baumann die Hand seiner Tochter nicht weigern würde. Er wußte es ja, der einfache Mann kümmerte sich wenig um die Vorurtheile der Welt.

Er correspondirte daher ganz fleißig mit seiner Beschützerin. Einmal erhielt er aber einen traurigen Brief.

Die Stürme des Jahres 1848 erregten eine große Geldkrisis und Geldnoth; Handel und Geschäfte hatten manchen harten Stoß bekommen. Durch das Fallissement eines Bankgeschäftes, dessen Inhaber ein Geschäftsfreund des Herrn Baumann war und das ganze Vertrauen desselben besaß, verlor dieser bedeutende Summen, und da der Bankerott ein trügerischer oder mindestens voreiliger war, da sich die Firma hätte halten können, so rettete Herr Baumann seinen ehrlichen Namen nur dadurch, daß er seine sämmtlichen Valuta zum vollen Betrage unter den ungünstigsten Verhältnissen einlöste und so über zwei Drittel seines ehrlich erworbenen Vermögens verlor.

Seine prächtige Wohnung auf der Kaisersgracht mußte er verkaufen, und kaum hatte er seine neue Wohnung bezogen, als er vor Verdruß und Aerger über die erlittenen Verluste langsam hinsiechte und endlich starb. Für jeden strebsamen Menschen ist es ja bitter, ohne seine Schuld zurück zu kommen, und wer in Amsterdam bekannt ist, weiß, was es heißt, von der Herrengracht, der Kaisersgracht, oder dem Singel, wo sich ausschließlich die palastähnlichen Häuser der reichen Handels-Aristokratie befinden, nach einer anderen Straße wegziehen zu müssen. Credit und Vertrauen fällt und steigt mit der Wohnung.

Nach seinem Tode ging das Geschäft ein, indem



Ausführ., Stich u. Druck v. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Schnettler, der Sohn des Trunkenbolds.

sein Sohn Victor mit dem Reste des Vermögens als Compagnon in ein anderes Geschäft eintrat. Frau Baumann lebte von der Zeit an still und einfach in ihrem neuen, immerhin recht hübschen Häuschen und trat nach dem herben Schlage, der sie getroffen hatte, und nach dem Trauerjahre, welches in Holland sehr strenge gehalten wird, nicht wieder in die große Welt ein. Victor dagegen gab recht viel Geld aus, obschon er gerade kein ausgemachter Verschwender war; Alles mitzumachen glaubte er seinem Stande schuldig zu sein.

Als Albert alle diese Nachrichten vernahm, betrauerte er den Tod seines braven, ehrlichen Principals zwar von Herzen, aber die Aenderung in den Lebensumständen der Familie berührte ihn wenig. Gerade auf den Umstand, daß er den Stolz der Familie Baumann gebrochen wähnte, baute er seine Hoffnung auf eine glückliche Bewerbung um die Hand Mina's. Wir wollen ihm das nicht als Härte auslegen, nein, denn Albert hatte ein weiches, theilnehmendes Herz, aber die Liebe, auch die reinste, macht ja immer ein klein wenig egoistisch.

Ein anderer Grund hierfür lag darin, daß er gleichgültig gegen das Geld war. Das ist sonst eben keine Eigenschaft der Holländer, welche oft das Geld als Zweck des Lebens, nicht als Mittel zum Leben

betrachten. In Holland verdient sich das Geld ungleich leichter und gibt sich auch leichter aus, als in Deutschland, und in Indien ist das noch viel mehr der Fall, weil dort nicht allein die Arbeit, sondern auch das Leben des Arbeiters mit bezahlt wird. Gar mancher Fremde erliegt in dem glühend heißen Klima in den sumpfigen Niederungen dem gelben Fieber. Da Albert wenig Ausgaben hatte, so kam er bald zu Mitteln, und er durfte hoffen, auch bei dem Verluste, den der Herr Baumann erlitten hatte, seiner Geliebten eine sorgenfreie Zukunft zu sichern.

Auf diesen traurigen Brief der kleinen Näherin hin wagte er es zuerst, an Mina einen herzlichen Brief des Trostes und der Theilnahme zu schreiben. Sie antwortete, und so kam es bald zu den gegenseitigen Zusagen ewiger, treuer Liebe. Die beiden Herzen hatten sich gefunden auf Lebenszeit. Als er endlich im Begriffe stand, in das geliebte Vaterland zurückzukehren und das Mädchen seines Herzens für die langjährige Treue zu belohnen, schrieb er den Brief, den die kleine Näherin so eben überbracht hatte.

Kehren wir jetzt in das Haus auf der Norder-Straße zurück.

7.

Ein unerwarteter Besuch.

Es schlug vier Uhr auf der alten Uhr im Gange. Die Küchenmagd, noch immer dieselbe wie vor zehn Jahren, nur mit den betreffenden Runzeln für diese Zeit ausgestattet, kam in die Vorstube und fragte, ob sie die Kartoffeln aufhängen sollte.

„Warte nur, bis mein Sohn nach Hause kommt,“ antwortete Frau Baumann mürrisch.

„Gut!“ sagte die Alte kurz und ging kopfschüttelnd nach der Küche.

Frau Baumann setzte sich in ihrem Lehnstuhle in Positur, sah ihre Tochter einige Augenblicke ungeheuer aufmerksam an und sagte endlich scharf:

„Mina! ich hätte nie gedacht, daß Du heimlich in Briefwechsel ständest mit diesem jungen Manne!

Und von Mietje ist es auch nicht recht dankbar, Dir darin hülfreiche Hand zu bieten!"

„Mutter!" fiel ihr Mina in die Rede, „ich bitte Dich, mache mir keine Vorwürfe. Vielleicht that ich Unrecht, dem unglücklichen Jünglinge heimlich zu antworten, aber ich hatte so inniges Mitleid mit ihm und er war so brav. Er schrieb mir, daß er Hoffnung habe, mit Ehren in's Vaterland zurückkehren zu können, und entdeckte mir sein Herz. Ich habe mich vor Gott gefragt, ob ich ihn wirklich liebe, und mein Herz klopfte lauter wie alle Stimmen: „Ja!" Ich schrieb ihm heimlich, weil ich sonst bittere Worte hätte erdulden müssen. Er versprach mir, Dir vor seiner Rückkehr seine Wünsche mitzutheilen; — er hat es gethan. Der Brief ist mehr an Dich, als an mich gerichtet. Jetzt war es meine Pflicht zu sprechen, und Du weißt jetzt Alles. Bist Du denn gegen unsere Verbindung?"

„Was! Darnach fragst Du noch? Du willst einen Mann heirathen, dessen Vater bei uns eingebrochen hat? . . . . Schweige jetzt darüber, bis Dein Bruder nach Hause kömmt. Du weißt, ich betrachte ihn nach dem Tode Deines Vaters als das Haupt der Familie."

„Victor soll in diesem Falle entscheiden?" fragte

das Mädchen doppelt gekränkt. „Er soll entscheiden über die Zukunft seiner älteren Schwester! Mutter! ich bitte Dich . . . .“

„Still! da kommt er!“ sagte Frau Baumann plötzlich, als sie den Sohn die Treppe hinansteigen sah.

Die Thür öffnete sich und der junge Mann trat in die Vorstube. Er war hübsch und stark geworden. Groß und breit von Gestalt, trug er sehr feine Kleider nach der neuesten Mode, war fein frisirt, untadelhaft von der Stirn bis in den Nacken gescheitelt, und der kleine Schnurbart war spitz gedreht wie Dornen. Er hatte eine würzige Cigarre im Munde, ein dünnes Rohrstöckchen mit einigen Troddeln und einem goldenen Knopfe zwischen den Fingern, die mit feinen, eng anschließenden und natürlich recht rothen Glacéhandschuhen überzogen waren, und der fein gebügelte Hut saß à la Englishman ein wenig zur Seite und ein wenig im Nacken.

Er war nach der Börse gewesen und hatte darauf ein wenig „gekrugt“, wie das junge Holland das Hinunterschlürfen einiger feinen Liqueure nennt.

Er küßte seine Mutter und grüßte die Schwester. Darauf legte er Stock und Hut und Rock ab, zog

einen Hausrock an und setzte sich zwischen Mutter und Schwester an den Tisch. Frau Baumann klingelte; die alte Magd kam mit einem fein lackirten Präsentirblatte, auf dem eine Karaffe mit Genever, eine kleinere mit Bitterextract und ein zierlich geschliffenes Glas stand. Vor dem Essen mußte der junge Herr immer erst ein Bitterchen trinken. Das reizt den Appetit und ist mal so Sitte im Lande.

Als der junge Herr das erste Glas in einem Schluck geleert hatte und ein Gesicht zog, als ob es ihm nicht geschmeckt hätte, begann Frau Baumann:

„Victor! Wir müssen mal zusammen über Mina sprechen!“

Mina biß sich auf die Lippen und sagte: „Ich will unterdessen in die Küche gehen und mal sehen, ob ich Bettchen nicht ein wenig helfen kann.“

„Parbleu! Wenn wir über Dich sprechen sollen, mußt Du doch dabei sein,“ meinte Victor.

Mina wollte antworten; auf einmal wurde geschellt.

Frau Baumann und ihre Tochter sahen zugleich durch das Fenster. Mina wurde bleich, wankte und fiel ohnmächtig auf einen Stuhl.

Mutter und Bruder sprangen ihr zu Hülfe und fragten: „Mina! Was fehlt Dir doch?“ Aber sie antwortete nicht. Frau Baumann war heftig erschrocken und drückte ihr Kind voll Innigkeit an das mütterliche Herz.

Die alte Magd hatte unterdessen die Thüre geöffnet und klopfte an. Victor öffnete und erhielt von derselben eine zierliche Visitenkarte.

Halb benebelt starrte er auf das Ritterkreuz des Wilhelmsordens auf der Karte und auf die Worte: „Albert Hendriks, Capitein-majoor.“

Mina schlug die Augen auf und sah mit leuchtenden Augen nach der Thür des Zimmers. Die Mutter bemerkte es und fragte:

„Wer ist da denn doch eigentlich?“

Victor sagte nichts und überreichte der Mutter die Karte.

Die Hand, mit der diese die Brille vor die Augen hielt, zitterte, als sie die Worte auf der Karte sah. Ihre Lippen preßten sich ärgerlich auf einander.

„Mutter!“ sagte Mina mit sanfter, bebender Stimme, und sah dieselbe bittend an.

In diesem einzigen Worte lag eine solche Fülle kindlicher Liebe und zugleich eine Bitte um Mitleid für den Geliebten und ein stiller Vorwurf, wie man noch zögern könne, ihn herein zu lassen, daß der Mutter die Antwort, sie könne den Herrn jetzt nicht empfangen, auf den Lippen erstarb.

„Laß den Herrn hereinkommen, Bettchen!“ sagte sie zu der alten Magd, welche ganz verwundert und neugierig den Einen nach dem Andern anstarrte.

Nur wenige Augenblicke verstrichen zwischen dieser Erlaubniß und ihrer Verwirklichung, aber hundert Gefühle und Empfindungen wogten unterdessen durch das klopfende Herz des Mädchens. Sie hörte, wie er seinen Militärmantel an den Kleiderstock im Gange hängte; es dauerte so fürchterlich lange. Sie hörte seine Schritte in dem marmornen Gange; es war ihr, als ob der Gang eine halbe Meile lang wäre.

Die Thür ging offen. Da stand ihr Geliebter und grüßte mit edlem Anstand. Albert Hendriks war jetzt vierunddreißig Jahre alt, aber Jeder mußte ihn wieder erkennen, der ihn vor zehn Jahren gekannt hatte. Sein Gesicht war ein wenig gebräunt und der dunkle militärische Circumflex, zu Deutsch Schnurrbart, stand ihm prächtig. Er war stärker und kräf-

tiger geworden und die eng anschließende Uniform hob die schönen Körperformen. Eine Narbe lief über die Stirn, jedoch hoch genug, um dem Gesichte nichts von seiner Schönheit zu nehmen.

Da stand der Sohn des Trunkenbolds und fühlte sich bitter getäuscht. Er hatte gehofft, daß man nunmehr seine traurige Vergangenheit vergessen und ihm als süße Belohnung für seine Anstrengungen die Hand des Mädchens nicht weigern würde, aber statt des Lohnes erwartete ihn neuer Kampf.

Frau Baumann verbeugte sich gravitätisch; Mina stand auf und reichte dem Manne ihres Herzens mit einem Blicke voll Seligkeit und Liebe stumm die Hand. Victor sagte höflich: „Ei, willkommen, Herr Hendriks! Auch mal wieder in Holland? Setzen Sie sich!“

Er bot ihm einen Stuhl an und rief nach draußen: „Noch ein Glas!“ Und zu dem Besucher gewendet fuhr er fort: „Sie trinken doch ein Bitterchen mit oder etwas Anderes, nicht wahr?“

„Nein, ich danke, ich werde nichts trinken!“ war die entschiedene Antwort des Majors.

Die neugierige alte Magd hatte rasch ein Glas geholt und brachte es herein.

„Ist nicht nöthig, Bettchen!“ sagte Victor, der es unbegreiflich und verletzend fand, daß der Major nichts trinken wollte. „Sag' mal, Bettchen, kennst Du den Herrn nicht wieder?“

„Ja, da muß ich doch erst mal sehen,“ antwortete die Alte. „Das Gesicht kommt mir wohl bekannt vor, aber ich weiß nicht recht, wo ich es lassen soll. Richtig! Wenn der Herr es mir nicht übel nimmt, — ich komme nicht gern Einem zu nahe .... wenn er den schönen Rock mit den goldenen Knöpfen und Fransen nicht anhätte, möchte ich wohl sagen, daß er ... ei, wie hieß der noch? .... mein Gedächtniß ist so schlecht .... nun der Name ist auch ganz einerlei .... daß er akkurat aus sieht, wie der Sohn des versoffenen Kerls, der ...., wann war es doch noch? — bei uns eingebrochen hat .... Sehen Sie, mein Herr, Sie müssen deshalb nicht böse werden, aber .... Sie sehen gerade aus, wie der Sohn jenes Diebes.“

Albert kochte bei dieser absichtlichen Beleidigung das Blut in den Adern. Er wartete darauf, Victor würde die scharfe Zunge der Magd zur Ruhe bringen, aber dieser that, als ob er es nicht gehört hätte. Die Alte konnte es Albert nicht verzeihen, daß aus

ihm, dem Sohne des Diebes, wider Erwarten etwas geworden, und diese Enttäuschung ärgerte sie.

Sie hatte an der Thür gelauert und bald heraus gehabt, daß der Besucher Albert Hendriks war. Nun ist es eine bekannte Eigenschaft niedriger und gewöhnlicher Seelen, daß sie sich ärgern, wenn ein armer und geringer Mensch, der von Geburt nicht mehr ist wie sie, es wagt, sich über seine Umgebung zu erheben. Er wird begeifert und verleumdet und kann sich anstellen wie er will, die niedrigen Seelen finden immer etwas an ihm zu mäkeln und zu nergeln. Instinktmäßig begriff daher die alte Magd sofort, daß sie den Major quälen könnte, wenn sie von seinem Vater spräche. Obendrein hatte sie an dem Ton der Frage, welche Victor an sie stellte, gemerkt, daß sie diesem einen Gefallen mit ihren Anzüglichkeiten thun werde.

Albert überblickte seine Lage sofort. Mutter und Sohn war er fremd geworden. Sie vergaßen sich sogar so weit, daß sie ihn nicht einmal vor verletzenden Bemerkungen ihrer Untergebenen bewahrten. Er sah deutlich ein, daß im ganzen Hause nur eine Seele war, die ihm gern zugerufen hätte: „Albert, Du hast wacker gekämpft im harten Kampfe des Lebens. Erzähle mir, wie Du gestritten und wie

Du gesiegt hast, damit ich Dich noch mehr bewundere und liebe!" Aber sie durfte nicht. Das Herz der Mutter, das merkte er, gehörte fast ganz ihrem verzogenen Lieblinge.

Langsam verstrich eine peinliche Viertelstunde. Das Gespräch stockte jeden Augenblick, obschon es über alle möglichen Gegenstände geführt wurde. Nur der Sohn des Hauses, dem nicht dieselbe Verlegenheit die Kehle zuschnürte, wie den drei andern, weil er nämlich von dem Briefe noch nichts wußte, und dessen Zunge immer beweglicher wurde, je mehr er trank, schwätzte allerlei nichtssagendes Zeug und wurde immer flauer und abgeschmackter. Er nöthigte den Major wiederholt zum Trinken, und als dieser sich immer wieder weigerte, schien er es für diesen mit gut machen zu wollen. Albert drängte sich bald die Ueberzeugung auf, daß er einem dreiviertel betrunkenen Jünglinge gegenüber saß, der selbst in Gegenwart seiner Mutter und Schwester sich nicht scheute, fade Späße und zweideutige Witze zu erzählen. Das erfüllte den braven Mann mit Widerwillen.

Ohne fast ein einziges Wort mit dem Mädchen seines Herzens gesprochen zu haben, sah er sich genöthigt, unverrichteter Sache Abschied zu nehmen. Er stand auf und sprach mit fester Stimme: „Frau

Baumann! Ich weiß, daß Sie meinen letzten Brief gelesen haben. Ich finde die Gelegenheit heute nicht passend, den Inhalt desselben mit Ihnen zu besprechen. Dürfte ich Sie bitten, mir Tag und Stunde zu bestimmen, wann Sie mich erwarten wollen?"

„Hören Sie mal," fiel ihm hier Victor in die Rede, der auch aufgestanden war, sich aber nur mit Mühe aufrecht hielt, „ich weiß ja von keinem Briefe! Wenn Sie sich aber in den Kopf gesetzt haben, meine Schwester zu heirathen, so lassen Sie sich nur gesagt sein, daraus wird nichts. Ich wüßte nicht, was Sie anders hier wollten."

„Herr Baumann! Ich spreche zu Ihrer Mutter und warte auf Antwort."

„Das ist ganz einerlei. Mama thut nichts ohne mich. Betrachten Sie mich nur ruhig als das Haupt der Familie. Mina zieht ein so wunderliches Gesicht, daß ich glaube, sie ist mit Ihnen einverstanden. Aber das ist ganz einerlei, ich habe ganz andere Absichten mit meiner Schwester. Und darum muß ich Sie bitten, lieber gar nicht zurück zu kommen. Ein Mann von guter Familie und mit einem glänzenden Geschäfte ist mir lieber als alle Soldaten der Welt mit ihrem Lumpensolde. Ihr Diener, Herr Major!"

Albert zitterte vor Wuth. „Herr!“ sagte er mit einer Stimme, der man anhören konnte, daß sie zu commandiren gewohnt war, „wären diese Damen nicht Ihre Mutter und Schwester und Sie selbst nicht ganz betrunken, so sollten Sie mich hier nicht ungestraft feige beleidigen!“

Mina, welche einen fürchterlichen Sturm herankommen sah, sprang plötzlich auf, warf sich an die Brust ihres Geliebten und sprach mit Entschiedenheit:

„Albert, sei ruhig, ich bitte Dich, sei ruhig! aber jetzt ist es mehr wie genug. Mutter! ich habe Dir Alles gesagt. Du weißt, daß ich Albert Hendriks liebe, und jede Beleidigung gegen ihn trifft auch mich. Er ist viel zu gut und brav, um durch Victor muthwillig und grob beleidigt zu werden. Bis jetzt hielt mich meine Schüchternheit zurück, aber jetzt, wo jeder Anstand verletzt wird, muß ich sprechen. Es ist schwach von Dir, Mutter! daß Du Victor hier den Herrn im Hause spielen läßt, es ist unverzeihlich, daß er ungehindert einen Mann beschimpfen darf, der doch mindestens unsere Achtung verdient. Nie und nimmermehr soll Victor als Herr über mich verfügen! Nein! Und ich sage es hier feierlich: Mutter! Victor! Dies ist der Mann meines Herzens! Und dann verlange ich, daß Victor hier nicht länger

junge Leute in's Haus bringt, die reich und von guter Familie sind, ja, aber allen Anstand und alle Sitte verletzen. Nur Einen nehme ich aus, Herrn Schröder, denn der hat sich immer benommen wie ein Ehrenmann. Sollte das ungebundene Treiben der andern Herren nicht aufhören, so werde ich mich unter den Schutz meines Bräutigams stellen, die Welt mag dazu sagen, was sie will."

Albert schwieg; wie durch einen Zauberschlag war der Sturm des Zornes gegen Victor beruhigt durch die warmen, entschiedenen Worte des Mädchens.

Frau Baumann hatte vor Verwunderung die Hände gefaltet und sagte kein Wort.

Victor rief die alte Magd, die auch sofort bei der Hand war — sie hatte nämlich nicht weit davon im Gange gestanden — und befahl ihr, den Tisch zu decken. Die Alte war noch ganz verwundert über das muthige, entschiedene Auftreten ihres Fräuleins und brummte, während sie kopfschüttelnd zur Küche ging: „Was man nicht Alles erleben muß! Ja, ja! Stille Wasser sind tief."

Endlich bat Frau Baumann, die doch auch einmal etwas sagen mußte, den Major, über

zwei Tage um dieselbe Stunde wieder zu kommen, um dann in Ruhe die Angelegenheit besprechen zu können.

„Mit Ihnen allein?“ fragte der Major.

„Nein, mit mir und meinem Sohne.“

„Darf ich Sie dann bitten, eine andere Stunde zu bestimmen?“

„Warum?“ fragte Victor und sprang wankend in die Höhe.

„Herr Baumann!“ antwortete der Major so ruhig wie möglich, „ich habe viel im Leben durchmachen müssen, aber ich habe mich nie dazu entschließen können, über wichtige Sachen zu sprechen in Gegenwart einer Geneverflasche. Madame! ich werde Ihnen schreiben.“

Mit diesen Worten verbeugte sich der Major und verließ das Zimmer. Zugleich mit ihm kam Mina heraus, zog die Thüre hinter sich zu und flüsterte kaum hörbar:

„Um sechs Uhr bei der alten Näherin!“

Der Major drückte ihr zum Danke einen Kuß auf die Stirn und verließ das Haus.

Das hatte die lauernde alte Küchenmagd gesehen und wußte nun vor Aerger und Unwillen gar nicht zu bleiben. Sie brummte und schimpfte fortwährend für sich über die schlechte Welt, und da ihr Niemand widersprach, mußten die Teller und Schüsseln ihre Wuth entgelten, was der Saucière den halben Schnabel und der Suppenterrine das rechte Ohr kostete.

8.

Ein Unglück am glücklichsten Lebenstage.

Der stattliche Major aus Indien, der sich dort eine angesehene Lebensstellung und ein beträchtliches Vermögen errungen hatte, war jedenfalls keine schlechte Partie für ein Mädchen, dessen Mutter kaum so viel übrig behalten hatte, um standesgemäß fort leben zu können. Das hätten auch Mutter und Sohn bald einsehen müssen, wenn nicht Stolz und falsche Berechnung ihre Augen der bessern Einsicht verschlossen hätten.

Frau Baumann war aus reicher Familie und hatte genug kämpfen müssen, um nach ihrer Vermählung mit Herrn Baumann, der nur ein Emporkömmling ohne Namen war, sich in der Höhe der gesellschaftlichen Stellung zu behaupten, welche sie

von Seite ihrer Familie einnahm. Sie hatte zwar in glücklicher Ehe gelebt, weil sie ihren Mann aus Liebe geheirathet hatte, aber jene Kämpfe und mancherlei Zurücksetzungen hatten in ihr die Ueberzeugung hervorgerufen, daß eine hohe Geburt und untadelige Familienverbindungen die beste Empfehlung für das Leben sind. Die steinreiche Handels-Aristokratie hat eben so gut ihre Traditionen wie der Adel, und die Abgeschlossenheit der einzelnen Klassen der Gesellschaft ist in Holland scharf und schroff. Nach dem Tode ihres Mannes war sie, theilweise wegen ihrer verhältnißmäßig beschränkten Lage, aus der Welt und dem gesellschaftlichen Leben ausgeschieden und hätte sich nun gern durch eine glänzende Verheirathung ihrer Tochter in eine reiche Familie wieder rehabilitirt. Sie war zu stolz und dünkelhaft erzogen, um nicht gegen eine Verbindung mit dem Major, einem Parvenü, arge Bedenken zu erheben, wenn auch dessen Vater kein Trunkenbold und Dieb gewesen wäre, obschon oder eben weil sie selbst diese Bedenken bei ihrer eigenen Hochzeit bei Seite gesetzt hatte. Durch Schaden wird man bekanntlich klug.

Victor war auf dem besten Wege, ein Verschwender zu werden. Wenn Frau Baumann sich nicht freie Hand über das Vermögen behalten hätte,

hätte sie vielleicht noch Noth leiden müssen. Sie war dem Sohne gegenüber zu schwach, und dieser benutzte seine Macht über das Herz der Mutter zum Vortheil seiner Börse, so daß er allein beinahe mehr Geld verzehrte, als das ganze übrige Hauswesen kostete. Er war jung und hübsch, lustig und leichtsinnig, und daher befreundet mit jungen Leuten aus den ersten Häusern und in den vornehmsten Gesellschaften gern gesehen. Das schmeichelte der schwachen Mutter.

Er bekam oft Besuch von allerlei jungen Leuten, und die Mutter sah das gern. Ihr Besuch galt natürlich weniger dem Bruder als der Schwester, welche als Schönheit ersten Ranges in der Stadt bekannt war und der man sich nur auf diese Weise nähern konnte. Nur Mina waren diese Besuche höchst unangenehm. Da Victor sich stets als Herrn des Hauses gerirte, kam es ihm gar nicht darauf an, seine Freunde oft in angeheitertem Zustande direct aus dem Kaffeehause bei sich einzuführen; oft kamen sie zu ganz unpassender Zeit und manchmal wurde im Hause auch lustig gezecht. Solche Besuche sind einem anständigen Mädchen aber immer lästig.

Nur einen jungen Mann zeichnete sie bei diesen Besuchen aus, und auf diesen hatten auch Mutter

und Sohn es zuletzt abgesehen. Derselbe war jung und reich, von guter Familie und sein eigener Herr, und ebenso brav von Charakter als tüchtig im Handel. Da er das Mädchen wirklich liebte und die ehrlichsten Absichten hatte, so beschlossen Mutter und Sohn, Mina solle seine Frau werden. Sie glaubten, daß sie sich nicht weigern würde, da sie den Herrn Schröder, — so hieß derselbe, — mit auszeichnender Freundlichkeit behandelte; sie hielten es nicht einmal für nöthig, ihr ein Wort von dem Plane mitzutheilen, und hatten keine Ahnung davon, daß sie sich verrechneten. Mina kam demselben aber nur deshalb freundlich entgegen, weil er sich ganz anders benahm, wie die übrigen Freunde Victors, und sprach gern mit dem gebildeten, geistreichen und gemüthvollen Manne, der auch höhere Zwecke im Leben kannte, als den Genuß und das Vergnügen.

Als nun der Sohn des Trunkenbolds so plötzlich erschien, begriffen Mutter und Sohn sofort, daß alle ihre Pläne leicht scheitern könnten, und sie begegneten daher demselben mit Absicht kalt und unfreundlich, ja sogar grob und roh, um ihm das Wiederkommen zu verleiden. Das entschiedene und ganz unvermuthete Auftreten des sonst so stillen und sinnigen Mädchens vereitelte jedoch auch diesen Plan

und zog ihnen obendrein noch eine verdiente Demüthigung zu.

Es vergingen Tage und Wochen. Frau Baumann hatte bald begriffen, daß ihre Weigerung, die Verbindung ihrer Tochter mit dem Major nur aufschieben, jedoch nicht vereiteln würde; schon der feste und entschiedene Charakter ihrer Tochter bürgte ihr dafür. Obendrein war ihre Tochter beinahe siebenundzwanzig Jahre alt, und wenn sie auch ihre Zustimmung endgültig versagt hätte, hätte sie doch die Verbindung selbst nicht hindern können.

Auch Victor kam bald zu andern Gedanken. Seine Freunde kamen nicht mehr, seitdem die Schwester sich immer bei ihrer Ankunft zurückzog und seitdem unter ihnen bekannt geworden war, daß sie mit einem reichen Major aus Ostindien verlobt sei. Auch war Victor vornach zu flott und fidel geworden, und manche Väter sahen es nicht gern mehr, wenn ihre Söhne mit dem jungen Verschwender Umgang hatten. Nur Einer besuchte die Familie Baumann nach wie vor, zum größten Erstaunen der Mutter und des Sohnes, nämlich Herr Schröder, und der Major schien sich merkwürdig gut mit seinem Nebenbuhler zu vertragen. Sie wußten eben nicht, daß Mina, die durch die Mutter zufällig seine Wünsche erfahren

hatte, ihm bei der nächsten Gelegenheit offen auseinandergesetzt hatte, wie es um ihr Herz stand; daß sie ihm für seine ehrende Aufmerksamkeit dankte und ihm immer ein freundschaftliches Andenken bewahren zu wollen versprach. Er hatte, als echter Ehrenmann sich mit dem Major verständigt und verkehrte auf's Freundschaftlichste mit ihm.

Der Major war bald täglich zu Besuch im Hause seiner Braut, zeigte sich mit ihr auf den Straßen und Promenaden, bildete eine Zeit lang das Stadtgespräch bei den Theevisiten und wurde endlich bei Baumanns Allen, die dorthin kamen, als Major Albert Hendriks, Bräutigam der Fräulein Mina, vorgestellt.

Es waren glückliche Tage für die Liebenden. Freudig und heiter blickten sie in die Zukunft, die rosig und sonnig vor ihnen lag. Mit Dank gegen Gott sprachen sie über die Vergangenheit mit ihren Stürmen und Leiden, und der Major wußte so schön zu erzählen von den fremden Ländern und fremden Völkern. Nur ein Schatten lagerte auf dem glücklichen Leben und wurde immer schwärzer und dunkler: Victor war für den Major ein unerträglicher, unausstehlicher Mensch! Er erinnerte ihn immer an

seine ersten Kinderjahre, wo sein Vater, damals auch jung und hübsch und nobel gekleidet, in demselben Zustande wie Victor von der Börse zurückkam und seine gute Mutter peinigte. Victor erinnerte ihn wieder so lebendig an Alles, was er zwar nicht vergessen hatte, aber doch gern vergessen wollte.

Victor hatte dem Teufel des Trunkes den Finger gereicht und bald hatte dieser die ganze Hand. Je mehr ihn seine früheren Freunde mieden, desto mehr wurde er ein Sclave der Leidenschaft. Das Geschäft vernachlässigte er und erschien schließlich gar nicht mehr auf dem Comptoir. In Folge hiervon wurde er aus der Firma entlassen. Um selbstständig ein Geschäft zu gründen und zu betreiben, dazu reichten seine Mittel nicht aus; als Associé konnte er nirgends so ankommen, wie er wollte; eine untergeordnete Stellung einzunehmen, das litt sein Stolz nicht. Durch die fehlerhafte Erziehung seiner Mutter, deren Liebling er immer gewesen, war er unglücklich geworden. Von Abschlagen und Versagen, von Zucht und Strafe stand in ihrem Erziehungsplane kein Wort, und eine solche Erziehung stählt nicht zum Kampfe gegen die Leidenschaften.

Victor ging eine Zeit lang ohne Stellung herum. Wer aber nichts thut und nichts thun will, sinkt bald in

der Achtung der Leute. Zum Glück ließ er sich endlich bewegen, nach Amerika zu gehen, wo ihm die Verbindungen des Majors eine einträgliche Stelle verschafften. Es kostete natürlich viel Mühe, Frau Baumann zu bewegen, in die Trennung einzuwilligen. Aber es mußte sein, wenn Victor nicht ganz zu Grunde gehen sollte.

Einige Monate nach seiner Abreise war die Hochzeit. Da der Major nur auf ein Jahr Urlaub bekommen hatte, weil ihn das Gouvernement in Indien ungern entbehrte, so durfte er nicht lange säumen.

Es war im Monat September, eines Donnerstags Morgens, als alle Nachbarn und Nachbarinnen über die Unterthür oder durch's Fenster nach den schönen Kutschen sahen, welche vor dem Hause der Frau Baumann hielten.

Die Pferde schüttelten stolz ihre prächtig aufgezäumten Köpfe und schlugen muthig Feuer aus den Steinen, und die Kutscher standen mit ihren großen weißen Halstüchern und Handschuhen von Sämischleder bei einander und sprachen über die muthmaßliche Höhe der Trinkgelder, die sie nach der Feier unter sich zu vertheilen haben würden.

Die neugierigen Dienstmädchen aus der Nachbarschaft traten auf die Straße, und bald war die Unterhaltung so lebhaft, daß sie alle zu gleicher Zeit sprachen und sich mit den Scheuerbesen und Kochlöffeln, die sie noch in den Händen hielten, fast die Augen ausgestoßen hätten.

„Nun, Betje, was ist Baumanns Mina ihr Bräutigam denn eigentlich?“

„Ja, das will ich Dir sagen, Naatje, General oder Korporal, so genau weiß ich es nicht mehr, aber irgend so 'n hohes Thier auf — al.“

„Dem ist es auch in der Wiege nicht gesungen, daß er noch mal die Nase so hoch tragen würde,“ warf Fransje dazwischen.

„Wie so denn?“ fragten Alle.

„Nun, meinem Piet seine Schwester, was also später meine Schwägerin wird, ist an einen Bäcker verheirathet, und der ist damals Lehrjunge in der Straße gewesen, wo dieser feine Herr mit seinem Vater bei einer ordentlichen Frau zur Miethe gewohnt hat. Als ich ihm den Major Sonntag auf der Straße zeigte, kannte er ihn gleich wieder. Das ist bei denen auch 'ne nette Wirthschaft gewesen, das sage ich Euch nur. So kahl wie Ratten und so

hungrig wie Kirchenmäuse, aber saufen haben sie gekonnt, wie Besenbinder. Sie haben sich häufig blutige Köpfe geschlagen, Vater und Sohn, und als es schließlich zu arg geworden, hat die Frau sie aus dem Hause gewiesen. Ob sie die Miethe bezahlt haben, weiß ich nicht. Darauf ist er nach dem Ost gegangen, und der Vater, wo der geblieben ist, weiß man nicht; die Leute sprechen vom Zuchthause oder von der Besserungsanstalt."

„Ja, ja, Fransje, hier wollen sie nicht taugen, und kaum sind sie im Ost, so werden sie hohe Thiere."

„Das thut mir doch leid für Mina; die ist so schnippisch nicht wie unser Fräulein. Was wird das für ein Leben geben mit einem Säufer!" klagte Naatje.

„Oh", tröstete Betje, „das ist sie gewohnt; ihr Bruder, der jetzt nach Amerika ist, mochte ihn auch und konnte kein volles Glas vor sich sehen und auch kein leeres. Doch halt, paßt auf, da kommen sie."

Endlich traten die Brautleute heraus, die schwätzenden Mädchen sprangen trippelnd näher und sperrten Augen und Mund recht weit auf, um ja Alles zu sehen.

Die kleine Kutsche fuhr vor; die Thür öffnete sich. Albert führte in Uniform, mit dem Ritterkreuz des Wilhelmsordens auf der Brust, seine schöne Braut an den Wagen. Diese trug ein einfaches schwarzes Kleid; ihre schönen blonden Locken bedeckte zum Theil ein kleines Hütchen.

In die zweite Kutsche stieg Frau Baumann, geführt durch einen älteren Herrn, ihren einzigen noch lebenden Bruder; dann dessen Sohn und Tochter.

In den folgenden Kutschen saßen Freunde und Freundinnen des Bräutigams und der Braut, darunter einige Offiziere aus Ostindien, und unser alter Bekannter, Herr Schröder.

In die letzte Kutsche stieg die alte Magd der Frau Baumann, welche noch immer bedenklich den Kopf schüttelte und beim Einsteigen für sich murmelte: „Ja, ja! Was man nicht Alles erleben kann! Der Alte hatte lange Finger; wer weiß, ob der Sohn sein Vermögen auf ehrliche Weise zusammengebracht hat. Ich sage nichts; aber: Wie die Alten sungen, so pfeifen die Jungen. Wer Alles so wüßte! Aber die kleinen Diebe hängt man auf und die

großen läßt man laufen und gibt ihnen Orden und Ehrenzeichen. Ja, ja, es ist 'ne Welt!"

Der schmähsüchtigen Küchenmagd, der Argdenken und Verdächtigen zur andern Natur geworden war, folgte eine kleine mißgestaltete Frau, die sich vergeblich anstrengte, allein in die Kutsche zu steigen, und endlich wie ein kleines Kind durch den handfesten Kutscher hinein gehoben wurde. Ihre ganze Erscheinung, ihre vergebliche Anstrengung und ihre gezwungene Luftreise, das Alles wurde von den Zuschauern mit brüllendem Gelächter begleitet.

Mietje hörte das Lachen nicht einmal. Sie war stolz und glücklich, weil sie ihren Schützling vor den Altar des Herrn begleitete, um dort Glück, Frieden und Segen auf seine Verbindung herabzuflehen.

Die Civiltrauung vor dem Bürgermeister auf dem Rathhause war wie immer rasch abgemacht und bald hielten die Pferde stampfend vor dem Hause des Herrn, wo die Brautleute und die Begleiter Gott inbrünstig um seine Gnade und seinen Segen baten, was beides der Bürgermeister mit seinem Hammerschlage nicht geben konnte.

Ein alter Geistlicher mit Silberhaaren vollzog die Trauung; es war derselbe, der vor langen Jahren

die Ehe von Mina's Eltern eingesegnet hatte. Er kannte alle Einzelheiten aus dem Leben der beiden Brautleute, und flocht dieselben in zarter Weise in seine eben so herzliche als ergreifende Trauungsrede. Und als er ernst und würdig von den hohen Pflichten des Ehestandes sprach, von der Kindheit und Jugend, die nun dahin sei, von dem innigen Bande, das nur der Tod lösen könne, da perlte Thräne auf Thräne von den Wangen Mina's herab auf das Festkleid. „Wenn die Braut vor dem Altare nicht weint, weint sie später desto mehr", sagte der Volksmund und hat darin oft kein Unrecht. Der Augenblick ist zu wichtig und heilig, zu feierlich und ernst, um nicht einem fühlenden und der Wichtigkeit des Schrittes sich bewußten Frauengemüthe Thränen auszupressen.

Sie verließen die Kirche und stiegen wieder in die Kutsche, als Mann und Frau, bis in den Tod unzertrennlich vereinigt. Sprachlos saßen sie Hand in Hand neben einander in dem Wagen, und noch immer tönten ihnen die ergreifenden Worte des würdigen Seelenhirten in den Ohren. Ihr Glück war zu groß, um Worte finden zu können, aber ihre Augen strahlten vor innerer Wonne und seliger Zufriedenheit.

In fliegendem Galopp rannten die muthigen

Pferde voran, die hohen Zugbrücken und Schleusen hinauf und hinunter, von Gracht zu Gracht und von Straße zu Straße. Die Vorübergehenden hatten kaum Zeit, einen flüchtigen Blick auf das schöne Paar zu werfen. Plötzlich stand die Kutsche still; es war hinter ihnen Halt! gerufen. Die Brautleute fuhren erschrocken aus ihren Träumen von Glück und seliger Wonne.

Die Leute hatten jetzt Zeit, sich die Brautleute in aller Ruhe zu besehen, aber merkwürdiger Weise drängten sich dieselben mehr nach dem folgenden Wagen als nach der Brautkutsche. Das dauerte ungefähr fünf Minuten. Die Menge wurde immer größer und größer, und endlich hörte der Major aus den Gesprächen der Zuschauer, daß von der zweiten Kutsche hinter ihm ein Mann überfahren sei.

Sie waren nicht weit mehr von der Wohnung der Frau Baumann, und daher befahl der Major, den verletzten Mann dorthin zu bringen.

„Das ist brav gehandelt!“ sagten die Zuschauer, und wollten denselben nach der Wohnung tragen. Aber die Offiziere, deren Wagen das Unglück gehabt hatte, waren schon ausgestiegen, hoben den Verletzten sanft in denselben und gingen zu Fuß nach der

Norder-Straße. Hier waren die andern Kutschen schon angekommen und die Straße stand voll Menschen. Diese mehrten sich noch, als die Kutsche mit dem überfahrenen Mann ankam und derselbe ganz bewußtlos in's Haus getragen wurde. Jeder wollte sehen und hören, was für ein unglücklicher Zufall die Hochzeitsfreude des schönen Paares gestört hatte.

Wieder eine bittere Täuschung für den armen Albert, und das gerade heute, am glücklichsten Tage seines Lebens! Aberglaube war ihm fremd, und doch stimmte dieser unselige Vorfall ihn und seine junge Braut traurig und ernst.

Man hatte den verwundeten Mann in die Küche gebracht. Sobald der Major seine Frau in den Festsaal geführt und die Glückwünsche der Gäste mit Dank entgegen genommen hatte, eilte er in die Küche.

Hier standen die alte Küchenmagd, Mietje, die Näherin, ein Arzt und ein paar Offiziere, die dem Arzte bei dem Verbande hülfreiche Hand leisteten, um den Kranken. Kaum trat der Major in die Küche, als ihm ein verpestender Geruch entgegen kam, ein Geruch, wie ihn nur ein Trunkenbold verbreitet. Zugleich sagte der Arzt zu den Umstehenden:



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Schnettler, der Sohn des Trunkenbolds.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

„Der Kerl ist weniger besinnungslos wegen seiner Wunde am Kopfe als durch Genever.“

Dem Major fuhr es eiskalt durch alle Glieder. Er trat näher.

Mietje wollte ihn zurückhalten, aber es war zu spät; er hatte bereits genug gesehen.

Der Sohn hatte seinen Vater erkannt.

Da lag der unverbesserliche Trunkenbold, mit Blut und Staub besudelt, zerlumpt und wie ein Bettler gekleidet. Seine Haare waren weiß geworden, aber sein Gesicht, obschon noch mehr aufgedunsen und geröthet, war auch nach zehn Jahren noch deutlich zu erkennen.

Wir wollen es unterlassen, die Gedanken und Gefühle zu schildern, welche in diesem Augenblicke das Herz des Majors von allen Seiten bestürmten.

Der unselige Trunkenbold erwachte am andern Morgen. Die Wunde, welche er durch den Fall unter den Wagen und durch das Ueberfahren eines Rades erhalten hatte, war nicht gefährlich; tiefer und tödtlich aber war die Wunde, welche ihm die Wiedererkennung seines Sohnes im Herzen schlug. Der Mann, den seine Leidenschaft unter das Thier herab-

gewürdigt hatte, wurde plötzlich zerrissen durch verzweifelnde Reue und Abscheu vor sich selber. Nach und nach wurde sein Schmerz milder und weicher. Der Major, seine Frau, die kleine Näherin und selbst die stolze Frau Baumann sorgten für den reuigen Sünder mit Liebe und Geduld.

Ganze Nächte wachte der Sohn an seinem Bette. So erfuhr er denn nach und nach das traurige Leben, das sein Vater in den zehn Jahren geführt hatte. Er hatte fast in allen Städten herumgeirrt, bald Dieses, bald Jenes angefangen, aber alle Versuche waren an seiner Leidenschaft gescheitert. Endlich war er wieder nach Rotterdam gekommen, und von dort her hatte ihm ein Geistlicher einen Platz in der Bettlerkolonie Willemsoord in der Provinz Drenthe verschafft. Hier war er vier Jahre lang geblieben, endlich aber, weil er wieder in seine alte Leidenschaft gefallen war, nach Ommerschans transportirt, das als Strafkolonie für die faulen und unordentlichen freien Kolonisten dient. Von hier war er vor etwa anderthalb Jahren trotz der strengen Beaufsichtigung entsprungen und nach mancherlei Irrfahrten in Amsterdam angekommen. Hier hatte er sich mit Betteln durchgeschlagen und die erbettelten Heller in Genever durchgebracht. In

der letzten Zeit hatte er oft krampfartige, epileptische Anfälle gehabt, welche bei alten Trinkern gewöhnlich die selbstverschuldeten Vorboten des Zitterwahnsinns sind. Ohnehin ganz betrunken, war er wahrscheinlich in einem solchen Krampfanfalle unter den Wagen gefallen, der die Hochzeitsgäste seines eigenen Sohnes enthielt.

Merkwürdige und wunderbare Verkettung von scheinbar zufälligen Ereignissen!

Die züchtigende und zugleich heilende Hand Gottes hatte ihn ereilt. Nach sechs Wochen starb der Trunkenbold, nachdem er seinen Sohn um Verzeihung und Gott um Gnade angefleht hatte. Das Gebet der Mutter und ihres Kindes war also nicht umsonst gewesen.

9.

Dankbar und undankbar.

Der gewöhnlichste Vorwurf, den man den Holländern macht, ist der, daß sie geizig wären. Ein richtiger Holländer, meint man, habe das Einmaleins im Leibe, wo andere Leute das Herz haben. Daß sie gute Finanzmänner und ausgezeichnete Rechenmeister sind, gestehen wir gerne ein, auch, daß sie haushälterisch, sparsam und einfach in ihrem häuslichen Leben sind. Sie verzehren lange nicht Alles, was sie verdienen; sie machen nicht einmal einen ihren oft inmensen Einnahmen entsprechenden Aufwand, aber das Alles ist noch lange kein Geiz. Sie leben einfach und gut, ihre ganzen Lebenseinrichtungen sind

nicht auf Schein und Prunk berechnet, sondern haben dauernden Gehalt und innern Werth. Das zeigen die Häuser, Möbel, Geräthe, die Kleidung und das öffentliche Auftreten. Wer nach dem bloßen Augenscheine urtheilt, kann sich daher leicht irren. Auf die Holländer paßt recht eigentlich die Erzählung unserer Lesebücher für Volksschulen, „Sparsamkeit ist nicht Geiz." Nirgends in der Welt nämlich ist die Freigebigkeit und Mildthätigkeit so zu Hause wie in Holland, nirgends blühen die wohlthätigen Anstalten aller Art mehr wie dort, Holland ist das Eldorado der Collectanten und Hülfsbedürftigen. Einen interessanten Beleg hiefür bietet die „Haarlemer Zeitung", gewöhnlich „de vrouwencourant" genannt, weil sie fast alle Heiraths-, Geburts-, Verlobungs- und Todes-Anzeigen des Landes enthält, welche bekanntlich die Frauen am meisten interessiren. Diese „Frauenzeitung" also enthält Jahr für Jahr in jeder Nummer Unterstützungsgesuche für Nothleidende aller Art, und das beweist einfach, daß solche Bitten auch Gehör finden, denn sonst blieben sie bald aus. Hat eine Gemeinde eine Kirche nöthig oder eine Orgel, ist ein Dorf abgebrannt, hat das Wasser einen Damm durchbrochen und ein „Polder" überschwemmt, ist ein Fahrzeug verunglückt und mit ihm die Ernährer der

Fischerfrauen, hinterläßt ein armer Beamter eine zahlreiche Familie, verliert eine Wittwe die Kuh oder Ziege, bricht ein Arbeiter Arm oder Bein, — kurz, in allen solchen und tausend ähnlichen Fällen genügt ein Aufruf in der „Haarlemer Zeitung", um der Noth abzuhelfen, wenn es Menschenhülfe vermag. Und auch gegen auswärtige Nothstände verschließen sie Herz und Börse nicht. Welches Land hat z. B. verhältnißmäßig die größten Opfer für den bedrängten heiligen Vater gebracht? Es war Holland. Wenn ich aber mit dem Meinigen sparsam umgehe, um der nothleidenden Menschheit helfen zu können, so ist das kein Geiz.

Dasselbe beweist auch die große Anzahl milder Anstalten in allen Städten. Wir schieben dieselben meist dem Staate zu, dort aber gründen und unterhalten die Bürger durch freiwillige Beiträge Anstalten, die uns zum Muster dienen könnten. Man muß diese Armen- und Waisenhäuser sehen, Gebäude wie Paläste! Ueberall bestehen aus alter und neuer Zeit Anstalten zur Aufnahme alter und schwacher Leute, Kranker, Verarmter, Wahnsinniger, Blinder, von Findlingen, Wittwen und Waisen. Die Stadt Amsterdam hat an fünfzig solcher Anstalten und täglich über

zwanzigtausend Arme zu Tisch. Nachahmungswerth sind hierunter die sogenannten „Höfchen", hofjes, Anstalten, welche den Arbeitern, Tagelöhnern, Dienstmädchen und Knechten einen sorgenfreien alten Tag verschaffen, indem sie sich dort für einen ganz geringen wöchentlichen Beitrag einkaufen können und zur Belohnung für langjährige treue Dienste oft von den Herrschaften eingekauft werden. Dort werden sie liebreich gepflegt und sind vor Noth und Elend im Alter sicher gestellt.

Nehmen wir nach dieser Abschweifung, welche wir der Gerechtigkeit gegen ein gesundes, stammverwandtes Volk schuldig zu sein glaubten, den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Vier Jahre nach der Hochzeit des Majors saßen in einem solchen „Höfchen" für alte Leute in Amsterdam zwei alte Frauen einander gegenüber an einem Tische, auf dem eine kleine Kiste mit allerlei Zeichen und Signaturen stand. Das Stübchen sah reinlich und freundlich aus, und das Fenster mit den künstlich gefalteten Gardinen gewährte die Aussicht in einen wohlgepflegten Garten.

Die älteste und größte der beiden Frauen war

emsig damit beschäftigt, allerlei Dosen, Schachteln, Flaschen und Päckchen von ausländischer Form aus der Kiste zu nehmen, unter Kopfschütteln und allerlei Ausrufen zu besehen und der Reihe nach auf dem Tische auszustellen.

Die andere Frau, welche auffällig klein und mißgestaltet war, las dagegen mit gerührter Stimme und unter Freudenthränen folgenden Brief vor:

„Liebe, gute, alte Freundinnen!“

Da wir jetzt endlich zur Ruhe gekommen sind, prächtig wohnen und uns Alle des besten Wohlseins erfreuen, so können wir endlich daran denken, unser Versprechen zu halten und Euch mit einigen Kleinigkeiten, welche das herrliche Land hier hervorbringt, zu überraschen. Es soll nur ein kleines Zeichen sein, daß wir uns Eurer in dankbarer Liebe erinnern. Den Brief, worin wir Euch unsere glückliche Ankunft in Batavia meldeten, habt Ihr sicher erhalten. Zunächst also die freudige Nachricht, daß ich Mutter geworden bin; ich habe einen zweiten Albert, einen dicken kräftigen Jungen, der gerade aussieht wie sein Vater. Meine Mutter ist jetzt wieder ganz gesund; im Anfange war sie schwer krank und wir fürchteten

schon, sie wäre dem Klima erlegen. Wenn sie bleibt, wie sie jetzt ist, können wir sie noch lange Jahre behalten. Victor hat aus Amerika geschrieben; er hat sich ganz geändert und es geht ihm sehr gut. Er will bald heirathen. Mein Mann erwartet alle Tage seine Ernennung zum General. Er wird geachtet und geliebt von seinen Untergebenen und Obern. Ein Brief von ihm liegt anbei. Viele Grüße von meiner Mutter und meinem kleinen Albert. Die nächste Mail*) wird uns wohl einen Brief von Euch bringen.

Herzliche Grüße von Eurer Freundin
Mina Hendriks geb. Baumann."

Hastig öffnete sie hierauf auch den Brief des Majors selbst. Er enthielt nur wenige Zeilen, aber die Zeilen kamen von Herzen und gingen zu Herzen. Die schönen Augen der kleinen, häßlichen Frau strahlten vor Freude und Glück.

„Nun, Mietje," sagte die größte der beiden Frauen, die noch immer eifrig am Auspacken war, unter Kopfschütteln, „da sieht man es ja! Aus den

*) Mail, Ueberlandpost.

Augen, aus dem Sinn! Wenn er mehr nicht schreiben wollte, brauchte er gar nicht zu schreiben. Aber es soll den Namen haben. Nun, wir sind auch viel zu gering, um an uns zu schreiben. Und was schickt er uns denn? Einige Töpfe mit Ingwer, ein Gläschen mit Rosenöl, ein paar kleine Tücher, die mir viel zu bunt sind, und dann Früchte und allerlei Zeug, das ich nicht kenne! Ja, ja! Wir wissen ja: Dem geschenkten Gaul sieh' nicht in's Maul. Er ist froh, daß er aus Amsterdam fort ist, er fürchtete das Gerede der Leute."

„Pfui, Bettchen!" erwiderte die angesprochene Näherin, „der Mann hat uns hier einen ruhigen alten Tag verschafft, er schickt uns obendrein noch allerlei Sachen — und Du sprichst noch schlecht von ihm? Das ist unrecht von Dir, Bettchen, ganz unrecht!"

„Ja, ja, das ist das alte Lied, das ich schon hundert Mal gehört. Du läßt nichts auf den Major kommen. Ich glaube wahrhaftig, Du bist verliebt in ihn gewesen. Schade, daß Du beim Gehen hüpfst wie ein Frosch und ein so großes Raritätenkästchen auf dem Rücken trägst, sonst hätte er Dich am Ende doch noch genommen. Hahahaha!"

Mietje schwieg und las die beiden Briefe noch einmal still für sich über. Die schmähsüchtige Küchenmagd der Frau Baumann packte noch immer aus; die Kiste schien wirklich unerschöpflich zu sein.

„Mietje," rief sie plötzlich, „was ist das? Fühl' mal, wie schwer! Lies mal, was daran steht!"

„Um Mäuschen*) dafür zu kaufen, zur Feier der Geburt unseres kleinen Albert," las Mietje.

„Gib her!" rief die Alte und öffnete mit fieberhafter Eile das Päckchen. Eine Menge blanker Reichsthaler rollte heraus.

In fieberhafter Aufregung ergriff sie das Geld und zählte es wieder und wieder. „Mietje, sieh mal, zehn, zwanzig, dreißig, vierzig Reichsthaler! Warte mal, wie viel Gulden sind das? Zwei Mal vierzig sind achtzig Gulden, und vierzig halbe Gulden sind

*) Bei der Geburt eines Kindes schickt man in Holland an Verwandte und Freunde feine Dütten mit Aniszucker, kleinen Zuckerkörnern von der Größe eines Reiskornes, welche wegen der Gestalt muisjes, Mäuschen, heißen. Sind die Zuckerkörner rauh, so ist das Kind ein Knabe, sind sie glatt, so ist es ein Mädchen. Vielleicht eine Anspielung auf das rauhe, wilde Wesen der Knaben und den sanften, milden Character der Mädchen.

zwanzig ganze, also achtzig und zwanzig sind akkurat hundert Gulden. Mietje, hundert Gulden, für Jeden von uns fünfzig!! Hier hast Du Deinen Theil, zwanzig Reichsthaler! Da, nimm sie doch! Sie sind ganz neu und so blank, daß man sich darin spiegeln kann. Gut, daß es kein Papiergeld ist, das mag ich nicht leiden. Hundert Gulden! Ach, ach, was sind es doch liebe, gute Menschen! Sie haben uns hier ein sorgenfreies Leben verschafft und schicken uns auch noch so viel Geld und so schöne Sachen! Du großer Gott im Himmel! was hat Fräulein Mina einen guten Mann bekommen! Hundert Gulden! Man sollte nicht meinen, daß es möglich wäre! Wer hätte das denken können von dem Sohne des Trunkenboldes, der auf dem Comptoir einbrach? Mietje, hörst Du? Der Major ist gut, mehr wie gut!"

Die kleine Näherin sah die entzückte Küchenmagd mitleidig an; ein bitteres Lächeln spielte um ihren Mund. Das Geld lag unberührt vor ihr auf den Tische. Ohne daß es ihre Stubengenossin merkte, drückte sie einen Kuß auf die beiden Briefe und flüsterte mit thränenfeuchtem, dankbarem Blicke nach oben:

„Arme Freundin, der ich einst in der Todesstunde beistand, Dein Sohn vergilt mir Alles reichlich, was ich schwaches Geschöpf für ihn gethan habe. Wie freut es mich, daß es ihm so wohl geht und daß er glücklich geworden ist! Aber es mußte ihm gut gehen, denn er hatte stets das Gebot vor Augen, an welches Gott eine Verheißung geknüpft hat: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden." Er hat seine Mutter mit treuer Kindesliebe gepflegt bis zum Tode, und wenn auch sein Vater Schande und Verachtung über ihn gebracht hat, er hat nie vergessen, daß er sein Vater war, und, so tief dieser sank, sich auch im höchsten Glücke des Mannes nicht geschämt, dem er das Leben verdankte. Gott segne ihn und seine Familie!"

Anhang.

Was eine Mutter leiden kann.

Einsam irr' ich durch die dunkeln Gassen,
Schweigend liegt das Dorf, wie unbewohnt;
In dem Bächlein murmelt nur das Wasser,
Und am Himmel zieht der bleiche Mond.

Süße Ruh' umfängt nach harter Arbeit
Die Bewohner; keine Seele wacht,
Und kein Laut verscheucht den Schlaf der Müden;
Nur mein Schritt tönt durch die stille Nacht.

Doch, am Walde dort, durch düst're Tannen
Flimmert traulich noch ein kleines Licht,
Wie ein Stern am schwarzbewölkten Himmel,
Wie ein Blick vom Kinderangesicht.

Und mich zieht es wie mit Geisterhänden
Zu dem Lämpchen dort am Waldessaume,
Wonniges Gefühl der Menschennähe
Schleicht sich in mein Herz, und wie im Traume

Trägt mein rascher Fuß mich zu der Hütte,
Draus das Licht so mild und traulich flimmert,
Und vom Fenster lugt mein Blick in's Stübchen,
Draus der Schein mir bis in's Herz geschimmert.

Eine Alte mit schneeweißen Haaren
Sitzt in später Nacht am Rad' und spinnt;
Wie der Faden durch die welken Finger,
Eine Stunde nach der andern rinnt.

Süßer Friede liegt auf ihrem Antlitz,
Doch auch Schmerzensfurchen fehlen nicht.
Ruhe folgt auch dem Gewittersturme;
So liegt's auf der Alten Angesicht.

Lange stand ich da, wie festgebannet;
Weiter rollt der Faden, fein gedreht,
Doch nach oben ist ihr Blick gerichtet,
Und die Lippen murmeln ein Gebet.

Warum schafft in dieser späten Stunde
Doch die Greisin ohne Ruh' und Rast?
Warum zeigt ihr Antlitz, gramdurchwühlet,
Sich so gottergeben, mild, gefaßt?

Ach, sie denkt gewiß vergang'ner Zeiten,
Längst verschwunden, doch ihr ewig neu;
Auch der Alten mit den weißen Haaren
Lachte hoffnungsreich ein Lebensmai.

Schmelz der Unschuld thront' auf ihren Wangen,
Von dem Mutterauge treu bewacht,
Voll Vertrauen glaubte sie den Menschen,
Hat gehofft, geliebt, gescherzt, gelacht.

Hat dann in der Blüthe ihrer Jahre
Ihrem braven Gatten sich vermählt,
Hat mit ihm der Arbeit Last getragen,
Und die Sorgen haben nicht gefehlt.

Zwölf der Jahre flossen hin im Glücke,
Silbern, wie ein Bach durch Wiesengrund,
Und fünf Kinder hat sie ihm geboren,
Alle munter, frisch und kerngesund.

Doch das Unglück kam. Auf's Krankenlager
Hat der theu're Gatte sich gelegt,
Und sie hat viel lange bange Nächte
Treu bei ihm gewacht und ihn gepflegt.

Darauf hat sie ihn zu Grab' getragen.
Bleich erscheinet das Gespenst der Noth,
Denn kein Arm bot der Verlass'nen Hülfe,
Keine Hand den kleinen Waisen Brod.

Haus und Hof hat sie verlassen müssen;
Lange bot sie zwar dem Unglück Trutz.
Manches fällt, wenn sich zwei Augen schließen;
Hier die Hütte bot der Wittwe Schutz.

Und es galt, die Kleinen zu ernähren:
Arbeit für die Kinder war ihr Lust,
Frömmigkeit und Frohsinn ihre Stütze,
Niemals hauchte Klagen ihre Brust.

Und sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Fleiß und Ordnung sind ihr künftig Gut;
Kindesliebe lohnt der Mutter Sorgen,
Vorwärts kann sie schau'n mit frischem Muth.

Doch ein Sommer kam voll Gluth und Hitze,
Feld und Wiese dörrt der Sonne Strahl,
Quellen siegen, und aus Sumpf und Pfütze
Wallt ein gift'ger Hauch durch's ganze Thal.

Und da flog der grause Würgeengel
Auch durch unser Dorf, das rothe Weh,
Und vor seiner Geißel schwand die Jugend
Wie im Sonnenstrahl der frische Schnee.

Jeder zittert; auf dem Gottesacker
Reihet Hügel sich an Hügel an;
Manche Mutter kniet am Grab' des Sohnes,
Manches Weib begrub hier ihren Mann.

An der Kinderschaar im armen Hüttchen
Ging der Todesengel nicht vorbei;
Bei dem Vater auf dem Kirchhof schlafen
Schon den letzten Schlaf die jüngsten drei.

Und schon wieder schallet von dem Kirchlein
Mahnend durch das Thal der Glocke Ton;
Aus der Hütte treten schwarze Schaaren;
Sie begraben auch den ält'sten Sohn.

Da schleichet sich wie eine gift'ge Schlange
Die Verzweiflung in der Mutter Herz. —
Warum muß sie g'rade so viel leiden?
Warum trifft sie dieser neue Schmerz?

Thront ein Gott noch über'm Sternenhimmel,
Voller Güte und Gerechtigkeit,
Dessen Vaterhand die Menschen führet? —
Mächtig wogt der harte Seelenstreit.

Plötzlich fällt ihr Blick auf's alte Kreuzbild,
Das die Wand der kleinen Stube ziert,
Und sie hat gebetet und gerungen,
Bis der gute Engel triumphirt.

Innig drückt sie ihren letzten Sprößling
An die Brust, und manche Thräne rann.
Er ist ihre einz'ge Lebenshoffnung,
Ihre Stütze, wenn sie nicht mehr kann.

„Herr, verzeihe mir, daß ich gemurret;
Traurigkeit verwirrte meinen Sinn!" —
An dem Bett, auf dem vier Kinder starben,
Sinkt sie betend mit dem letzten hin. —

„Du schlägst Wunden, Herr, und heilst sie wieder,
Weise und gerecht ist Dein Gericht;
Deine Hand führt uns auf sichern Wegen,
Unser schwaches Auge sieht sie nicht.

Du gabst Kinder mir zur Lust und Freude,
Deine Hand auch schickt mir dieses Leid;
Du hast sie gegeben und genommen,
Herr, Dein Name sei gebenedeit!"

Voll Ergebenheit in Gottes Willen
Steht sie auf, durch das Gebet getröstet.
Weiter kniet der Knab', und hält sein Auge
Starr und stier auf's leere Bett gefestet.

Rüstig regt sie wieder ihre Hände
Für ihr kleines, jetzt so kleines Haus,
Ruhig, still. Der Knabe stiert noch immer
Starr und unverwandt vor sich hinaus.

Ob er betet? Leise tritt die Mutter
An das Bett; er sieht und hört sie nicht.
Auf die Schulter legt sie ahnungsgrauend
Ihm die Hand; da wendet er's Gesicht.

Wild, verstört und blöde ist sein Antlitz,
Todt sein Auge, feurig sonst und hell,
Aus dem Munde dringt in's Herz der Mutter
Ein Gelächter, schneidend, scharf und gell.

Arme Mutter! Deine letzte Stütze
Sank dahin, zersplittert wie ein Stab.
Düst're Geistesnacht hat ihn umnachtet,
Schlimmer noch wie Seuche, Tod und Grab.

Schlag auf Schlag hat sein Gehirn zerrüttet
Und verwirrt des Denkens zarte Kraft.
Was das Grab verschont, hat nun des Irrsinns
Grabesnacht für immer hingerafft.

Arme Mutter! Auf die Erde nieder
Streckt sie hin der riesengroße Schmerz.
Irrsinnig! Der gräßliche Gedanke
Traf wie Dolchesstoß das Mutterherz.

Lange lag sie da in Fieberträumen,
Krank an Körper, krank und wirr an Geist.
Sie genas zu einem neuen Leben,
Kummervoll, mühselig und verwaist.

Viel hat sie geweint, gefleht, gerungen,
Hat gethan, was Mutterlieb' vermag,
Hat geschafft vom Morgen bis zum Abend,
Daß dem Armen es an nichts gebrach.

Sie verpflegt ihn treu und unermüdlich,
Was ihn freuen kann, besorgt sie schnell,
Und als Dank durchschneidet ihre Seele
Sein Gelächter, wüst und scharf und gell.

Helfen kann kein Mensch, die einz'ge Hülfe
Ist der Herr, der Leib und Seele schuf;
Auch ihr Beten übertönt des Knaben
Irres Lachen und sein schriller Ruf.

Und geduldig hat sie stets getragen
Ihres Kreuzes schreckliches Gewicht.
Einsam, freudlos schwanden Tage, Jahre
Voll Beschwerden, und sie murrte nicht.

Seelenfriede thront auf ihrem Antlitz,
Doch auch Schmerzensfurchen fehlen nicht.
Ruhe folgt auch dem Gewittersturme;
So liegt's auf der Alten Angesicht.

Lange stand ich noch am kleinen Fenster,
Draus das Licht so mild und traulich flimmert,
Sah der greisen Alten in das Antlitz,
Dessen Friede mir in's Herz geschimmert.

Wenn der Sturm mein Lebensschifflein schüttelt,
Meinen Weg umbraust die wilde Fluth,
Denk' ich an die Greisin in der Hütte,
Blick' empor und fasse wieder Muth.

Möchte gern wie sie in Kampf und Leiden
Fromm empor zum Weltenlenker schau'n,
Und den Leitstern dieses Erdenlebens
Nicht verlieren, Glauben und Vertrau'n.

Möchte gern in meinem Lebenskreise
Treu wie sie erfüllen meine Pflicht,
Und dereinst wie sie am Lebensabend
Lohn und Gnade finden im Gericht.

Friedrich Schnettler.

Inhalt.

J. A. Stelzig's Erzählungen.

Aus der Fremde in die Heimath. Jugendgeschichte einer amerikanischen Waise. 3te, verb. Aufl. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

Bild und Wort. Erzählungen zur Belehrung und Unterhaltung. 8. 54 kr. od. 18 sgr.

Bilder vom Leben und Sterben, aus verschiedenen Sprachen. 3te, verb. Auflage. 8. 40 kr. od. 12½ sgr.

Führungen zur Wahrheit. Erlebnisse auf dem Wege zur Bekehrung; nach wirklichen Thatsachen erzählt. 3te, verb. Originalauflage. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

Der **Gränzbauer** und der **Kohlen-Toni in Amerika.** Ein Bild aus d. Leben der Auswanderer für Solche, welche noch daheim sind. 2te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. 21 kr. od. 25½ sgr.

Die **barmherzige Schwester.** Nach d. Engl. 2te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 54 kr. od. 18 sgr.

Stadt- u. Dorfgeschichten. 2te Aufl. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

Der **Student.** Ein Zeitgemälde. 3te, durchgesehene und verb. Auflage. 8. 54 kr. od. 17½ sgr.

Der **Trunkenbold.** Ein Bild aus dem Leben für das liebe Volk in Rahmen gefaßt. 2te, verb. Aufl. 8. 36 kr. od. 11¼ sgr.

Der **Zeiselmatz** von **Oberndorf,** oder: So kommt man vom Stroh auf die Federn. Eine Geschichte für das liebe Landvolk. 8. 1 fl. 12 kr. od. 22½ sgr.

Kalender, für das fromme und gutgesinnte römisch-katholische **Christenvolk.** Den Andächtigen zur Erbauung, den Lichtfreunden und Aufgeklärten zum Trotz, männiglich zur Unterhaltung und Belehrung verfaßt von einem obscuren römisch-katholischen Geistlichen. 1r — 3r Jahrg. Jeder mit 4 Bildern. 8. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr. 2 sgr.

Price's, E., **Versehgänge** aus dem **Tagebuche** eines **Missionärs.** Nach der New-Yorker Originalaufl. übers. v. J. A. Stelzig. 8. 54 kr. od. 18 sgr.

V. Balaguer.

Monserrat.

Sagen, Legenden und Geschichten. Aus dem Spanischen übersetzt von D. A. Rosenthal. 8. 1 fl. 39 kr. od. 1 Thlr.

Schnettler, Friedrich

Ehre Vater und Mutter

Bd.: 1

Regensburg 1873